

EULENFISCH Literatur



## Bibel

- 5 BasisBibel  
**Die Kompakte – Altes und Neues Testament**  
Sandra Huebenthal
- 7 Martina Steinkühler  
**Die Mädchenbibel**  
Sandra Huebenthal
- 9 Oliver Wurm / Andreas Volleritsch (Hg.)  
**Das Neue Testament als Magazin**  
Holger Zaborowski
- 10 Konrad Schmid  
**Die Bibel – Entstehung, Geschichte, Auslegung**  
Bernhard Klinger
- 12 Klaus Bäumlin  
**Die Urgeschichte (Genesis 1-11)**  
Beate Kowalski
- 14 Klaus Wengst  
**Wie das Christentum entstand**  
Michaela Bill-Mrziglod
- 16 Kurt Erlemann  
**Wunder**  
Rainer Schwindt
- 18 Bernd Kollmann  
**Martin Luthers Bibel**  
Christoph Rösel
- 20 Ansgar Wucherpfenning  
**Wie hat Jesus Eucharistie gewollt?**  
Matthias Helmer

## Kirche

- 23 Stefan Böntert / Winfried Haunerland / Julia Knop /  
Martin Stuflesser (Hg.)  
**Gottesdienst und Macht**  
Christof May
- 25 Heinrich Timmerevers / Thomas Arnold  
**Gefährliche Seelenführer?**  
Michaela Lomb
- 27 Michael N. Ebertz  
**Entmachtung**  
Günter Nagel
- 28 Martin Belz  
**Pfarreien im Wandel**  
Barbara Wieland
- 30 Bernhard Maier  
**Die Bekehrung der Welt**  
Joachim Schmiedl †
- 32 Markus Friedrich  
**Die Jesuiten**  
Michael Pfister

- 34 Kurt Kardinal Koch  
**Wohin geht die Ökumene?**  
Jürgen Boomgaarden
- 36 Andreas Stegmann  
**Die Kirchen in der DDR**  
Jörg Seiler
- 38 Carlo M. Martini  
**Die Flügel der Freiheit**  
Thorsten Paprotny

## Kunst / Literatur

- 41 Karl Josef Kuschel / Shahid Alam  
**Goethe und der Koran**  
Christoph Perels
- 43 Sergio Ramirez  
**Sara**  
Marie-Luise Reis
- 45 Helga Schubert  
**Vom Aufstehen – Ein Leben in Geschichten**  
Rita Anna Tüpper
- 47 Wolf Biermann  
**Mensch Gott!**  
Thomas Menges
- 50 Georg Langenhorst  
**Altes Testament und moderne Literatur**  
Rüdiger Kaldewey
- 52 Uwe Birnstein  
**Forever Young, Bob Dylan**  
Matthias Cameran
- 53 Christian Philipsen in Verbindung mit Thomas Bauer-  
Friedrich und Paul Kaiser (Hg.)  
**Sittes Welt**  
Thomas Menges

## Philosophie / Ethik

- 57 Frido Mann / Christine Mann (Hg.)  
**Im Lichte der Quanten**  
Hartmut Sommer
- 59 Wilhelm Vossenkuhl  
**Ethik und ihre Grenzen**  
Karl Vörckel
- 60 Ansgar Beckermann  
**Naturalismus**  
Hans-Dieter Mutschler
- 62 Thomas Fuchs  
**Verteidigung des Menschen**  
Hartmut Sommer

64 Burkhard Liebsch / Bernhard H. F. Taureck

**Trostlose Vernunft?**

Thomas M. Schmidt

66 Georg Lämmelin (Hg.)

**Gesellschaftlicher Zusammenhalt in der postsäkularen Gesellschaft**

Michael Novian

68 Otfried Höffe

**Was hält die Gesellschaft noch zusammen?**

Thomas Wagner

69 Rüdiger Safranski

**Einzeln Sein**

Christian Heidrich

70 Matteo Ricci

**Über die Freundschaft**

Holger Zaborowski

72 Raul Krauthausen / Benjamin Schwarz

**Wie kann ich was bewegen?**

Hanno Heil

74 Tim Jackson

**Wie wollen wir leben?**

Georg Horntich

76 Minouche Shafik

**Was wir einander schulden**

Georg Horntich

78 Matthias Gockel mit Oliver Kobold

**Sterbehilfe: 33 Fragen – 33 Antworten**

Dewi M. Suharjanto

## Pädagogik / Religionspädagogik

81 Ulrich Kropač / Ulrich Riegel (Hg.)

**Handbuch Religionsdidaktik**

Ute Lonny-Platzbecker

84 Rudolf Englert / Sebastian Eck

**R-A-D-E-V – Religionskundliche Lehrstücke im Praxistest**

Alexander Schüller

86 Ulrich Riegel

**Das Wunderverständnis von Kindern und Jugendlichen**

Rita Müller-Fieberg

88 Evely Billermann / Juliana Heidenreich

**Ich geh mit dir durchs Trauerland**

Linus und Marianne Hauser

90 Roberto Simanowski

**Digitale Revolution und Bildung**

Matthias Werner

91 Gemeinsame Deutsch-Polnische Schulbuchkommission (Hg.)

**EUROPA – Unsere Geschichte**

Julia Ernst

## Theologie

95 Jürgen Werbick

**Gegen falsche Alternativen**

Heribert Körlings

97 Martin W. Ramb / Joachim Valentin /

Ansgar Wucherpfenning / Holger Zaborowski (Hg.)

**Die anarchische Kraft des Monotheismus**

**Eckhard Nordhofs "Corpora" in der Diskussion**

Heribert Körlings und Alexander Schüller

100 Martin Thurner (Hg.)

**Eugen Biser – Die Hauptwerke im Diskurs**

Thomas Brose

102 Volker Leppin

**Ruhen in Gott – Geschichte der christlichen Mystik**

Gotthard Fuchs

104 Joel F. Harrington

**Meister Eckhart**

Heribert Löbbert

107 Christian Lehnert

**Ins Innere hinaus – Von den Engeln und Mächten**

Thomas Menges

110 Andreas Batlogg

**Jesus begegnen: suchen – finden – bekennen**

Karl Vörckel

112 Jürgen Manemann

**Revolutionäres Christentum – Ein Plädoyer**

Gotthard Fuchs

114 Bernhard Grümme / Gunda Werner (Hg.)

**Judith Butler und die Theologie**

Clemens Hermann Wagner

## Andere Religionen / Weltanschauungen

117 Gerhard Haase-Hindenberg

**„Ich bin noch nie einem Juden begegnet...“**

Ulrike-Rebekka Nieten

119 Mouez Khalfaoui / Jean Ehret (Hg.)

**Islamische Theologie in Deutschland**

Detlef Schneider-Stengel

121 Sandra Kostner / Elham Manea (Hg.)

**Lehren aus 9/11**

Gustav Schmiz

123 Hubert Frankemölle

**Gott glauben – jüdisch, christlich, muslimisch**

Heribert Körlings

126 Helmut Fischer

**Eine kurze Geschichte religiöser Weltdeutungen**

Karl Vörckel

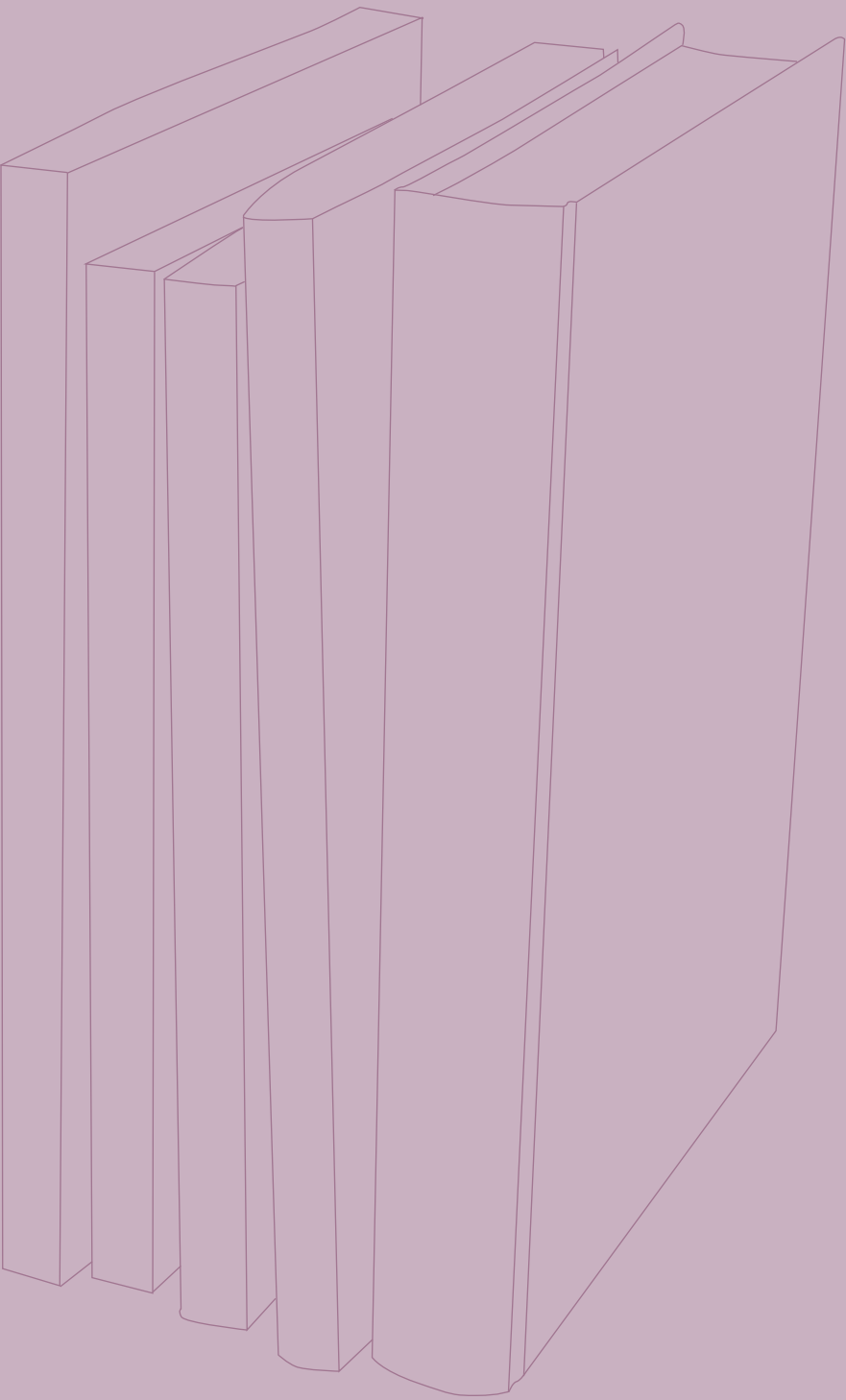
128 Monica Black

**Deutsche Dämonen**

Johannes Lorenz



**BIBEL**



## **BasisBibel. Die Kompakte** **Altes und Neues Testament**

Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft. 2021

1968 Seiten m. s-w Abb.

25,00€

ISBN 978-3-438-00911-1

Mit der BasisBibel hat die Deutsche Bibelgesellschaft eine neue Übersetzung der Heiligen Schrift herausgebracht, die auf den Wunsch der evangelischen Jugendarbeit nach einer zeitgemäßen Fassung der Texte antwortet und in einem langjährigen Prozess mit evangelischen Fachleuten entstanden ist. Dass die BasisBibel als gelungene Antwort gilt, zeigt die Empfehlung des Rates der Evangelischen Kirche: Die neue Übersetzung sei in Ergänzung zur Lutherbibel vor allem für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen sowie für die „Erstbegegnung mit der Bibel“ geeignet.

Das lässt aufhorchen und macht neugierig auf die Ausgabe, deren Markenzeichen „kurze Sätze, eine klare und prägnante Sprache und ihr einzigartiges Design innen und außen“ sind. Die Übersetzung in „zeitgemäßem Deutsch“ wird ergänzt durch Erklärungen von Begriffen und Sachverhalten, „deren Kenntnis nicht vorausgesetzt werden kann“, und zeigt bereits auf den ersten Seiten, dass ihre Zielgruppe junge Menschen sind, die sich evangelischen Kirchen nahe fühlen. Diese Leser werden direkt und persönlich und mit „du“ angesprochen. Bevor der Text einsetzt, führen kurze Inhaltsangaben und Visualisierungen in die Bücher ein. Ein Punktesystem informiert die angehenden Leser zudem über den Schwierigkeitsgrad: Ein Punkt kennzeichnet Bücher, die sich für den Einstieg eignen – hier finden sich Genesis und Exodus, Rut, die Samuelbücher und Jona sowie die Evangelien, die Apostelgeschichte, der Philipper- und der Philemonbrief. Bei zwei Punkten brauche es schon mehr Hintergrundwissen, Bücher mit drei Punkten beinhalten deutlich komplexere Passagen und Bücher mit vier Punkten seien mit ihren Spezialthemen etwas für Fortgeschrittene. In diese Kategorie fallen Levitikus und Numeri,



Ezechiel, Nahum, Habakuk, Sacharja, Maleachi, der zweite Petrusbrief und der Judasbrief. Auch wenn sich über manche Einteilung diskutieren ließe, überzeugt die Idee insgesamt und bietet eine hilfreiche, erste Orientierung. Wer nicht mit ganzen Büchern anfangen möchte, bekommt für seine Entdeckungsreise Alternativrouten angeboten: einen Kurztrip für zwei Wochen (14 Tageslesungen aus Ex/Dtn und dem Joh) oder eine Entdeckungsreise in zwei Monaten (Passagen aus der Geschichte Israels und der frühen Jesusnachfolger). Sechs Listen mit jeweils zehn Tipps, wie man gut leben kann, den schönsten Gebeten, verrücktesten Geschichten, wichtigsten Personen, bekanntesten Texten und Themen zum Nachdenken wecken Interesse und liefern ein passantes bibelkundliches Wissen.

Mehr Einführung braucht es nicht, und die Macher verzichten folglich auf Einführungen vor oder in den Texten. Abgesehen von strukturierenden und rezeptionssteuernden Zwischenüberschriften spricht also nur der biblische Text. Die Bücher sind einspaltig gesetzt, sodass nicht direkt das typische Bibel-Gefühl einsetzt, sondern die Freude am Text im Vordergrund stehen kann. Das Glossar am Rand erläutert Begriffe, ohne dabei moralisieren oder missionieren zu wollen. Das ist zweifellos eine der Stärken des Projekts: Auch wenn die BasisBibel eine evangelisierende Pragmatik hat, gibt sie sich zurückhaltend und sachlich. Das hat Vor- und Nachteile: Dass in Genesis 1 und 2 zwei Erzählungen von der Erschaffung der Welt direkt nacheinander stehen, können die Leser selbst entdecken, müssen den Gegensatz aber nicht wahrnehmen; das gleiche gilt für die eher versteckte textkritische Notiz zum sekundären Markusschluss (Mk 16,9-20). Manchmal gehen synoptische Feinheiten in den Überschriften unter, wie bei Judas als „Verräter“, oder die Ausgabe harmonisiert Überschrift und Text nicht, wie in Lev 19, wo unter dem „Gebot der Nächsten- und Feindesliebe“ dazu aufgerufen wird, den Mitmenschen zu lieben. Die „Mitmenschenliebe“ wirkt hier genauso merkwürdig wie in den Reprisen im Neuen Testament. Andererseits scheut sich die BasisBibel nicht, theologisch problematische Konzepte wie „Umkehr/Buße“ im Einklang mit dem Urtext durch „Sinnesänderung“ zu ersetzen. Insgesamt liest sich der Text flüssiger und einfacher als die Luther- oder Einheitsübersetzung: Sätze sind gewöhnlich nicht länger als 16 Worte und haben höchstens einen Nebensatz. Selbst Eph 1,3-14 lässt sich nun bewältigen, und das gelingt, ohne dass man der BasisBibel „leichte Sprache“ vorwerfen könnte.

Dass eine Ausgabe, die zur Erstbegegnung gedacht ist, Kompromisse machen muss, ist offensichtlich. Dennoch schmerzt manche Entscheidung, wie z. B. die Übertragung des Johannesprologs, dessen poetisch-theologische Kraft in der Vereinfachung verlorengeht. Dass die Figur des Lieblingsjüngers nicht im Glossar erscheint, nährt zudem den Verdacht, dass die Ausgabe bestimmte heikle Fragen umgehen möchte. Der unverstellte Zugang zum Text, der durch einen Verzicht auf literarische, historische und theologische Einführungen erreicht wird, ist einerseits die Stärke, aber andererseits auch die größte Schwäche des Projekts. Die BasisBibel vermag auch deshalb ein großes Spektrum von evangelischen bis evangelikalen Gemeinschaften zu erreichen, weil sie zentrale Fragen nach der Entstehung und den historischen Kontexten der Texte gerade nicht stellt. Wer die BasisBibel liest, kommt weder auf die Idee, dass die Bücher von anderen Autoren verfasst sein könnten, als es Buchüberschriften angeben, noch wird er damit konfrontiert, dass das, was in den Texten nach Geschichtsschreibung aussieht, de facto Theologie ist.

Zahlreiche Begleitmaterialien bieten religionspädagogische Hilfen für den Einsatz in Katechese und Schule. Gerade die Spiele dürften die Begegnung mit dem Text lebendiger machen und helfen, sich in die narrativen Welten der biblischen Texte einzufinden. Für die Evangelisierung ist die BasisBibel in der Tat geeignet, und es ist zu hoffen, dass die Neulinge, an die sich die BasisBibel wendet, nicht dabei stehen bleiben, sondern ermuntert werden, kritisch nachzufragen.

*Sandra Huebenthal*

Martina Steinkühler  
**Die Mädchenbibel**  
Mit Illustrationen von Angela Gstalter

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus. 2021

320 Seiten m. farb. Abb.

24,00 €

ISBN 978-3-579-06215-0

Martina Steinkühler ist keine Unbekannte, wenn es um die Elementarisierung der Bibel geht. Die evangelische Religionspädagogin verfasst seit vielen Jahren Unterrichtsmaterialien, Bibelgeschichten, Schulbücher und Kinderbibeln mit dem bibeldidaktischen Konzept: „Subjektiv, deutlich und offen. Erzählend Gott zur Sprache bringen.“ Sie regt dazu an, sich die Geschichten „auszuleihen“ und sie zu erzählen, weil es etwas Wichtiges mitzuteilen gibt, das auch jenseits der Intention und Pragmatik der biblischen Geschichte liegen kann. Der Klappentext der Mädchen-Bibel verspricht denn auch: „Ein faszinierender und spannender Einblick in die Welt der Bibel – aus der Sicht von Mädchen und Frauen“ und im Prolog heißt es: „Es wird Zeit, die Bibel aus ihrer Sicht zu erzählen. Es werden die vertrauten Erzählungen sein, und doch anders. Mehr privat als öffentlich – so, wie es der Rolle der Mädchen entsprach in biblischer Zeit; und immer wird es um Beziehungen gehen, zwischen den Menschen und zwischen Gott und den Menschen. Denn so entspricht es uns, Mädchen und Frauen zu aller Zeit.“ (7)

In 14 Kapiteln – 10 zum Alten und 4 Neuen Testament – lässt Steinkühler unterschiedliche Erzählerinnen auftreten. Die ersten vier Kapitel zu den Erzeltern Erzählungen werden von einer von Saras Mägden, Rebekkas erster Magd, Rahels erster Magd und Dinas erster Magd bestritten. Das Kapitel zum Exodus wird von Moses Schwester Mirjam erzählt, die Ereignisse um Jericho aus dem Buch Josua von Rahab. Geschichten aus der Richterzeit erzählen die Magd von Jeftah und Deliahs Mutter, während Rut und Michal selbst zu Wort kommen. Im Kapitel zu Michal weicht die Autorin insofern von ihrem Erzählkonzept ab, als sie im Anhang noch einen Brief Davids an Michal hinzudichtet. Im neutestamentlichen Teil, der hauptsächlich auf dem Lukasevan-



lium sowie dem Beginn der Apostelgeschichte fußt, kommen Elisabeth, Jesu Schwester Salome, Maria von Bethanien, Maria Magdalena und – anonym – die andere Schwester Jesu zu Wort.

Alle fiktiven Erzählerinnen bieten subjektive Perspektiven und erweisen sich nicht selten als unzuverlässige Erzählerinnen, denn das, wovon sie sprechen, kennen Bibelleser nicht selten ganz anders und wundern sich, wenn es Rebekka ist, die Gott herausgefordert haben will, und nicht Jakob, oder Mirjam erklärt: „Passa wird es heißen: Es geht vorbei.“ (120) Ähnliche Irritationen entstehen, wenn Rahel und Deborah – die hier zu Jeftahs Tochter wird und von ihrer Sklavin Dschinnah gerettet wird – erzählerisch gegen den Strich gebürstet werden. Was steckt dahinter? „Desgleichen gibt es zwei Geschichten: die, die ich euch erzählt habe, und die, die im Buch der Bücher verewigt ist. Meine Geschichte trägt in sich Hoffnung, jene aber macht die Hoffnung zunichte“, lässt die Autorin ihre Rahab sagen (160).



Spätestens hier wird klar, dass es nicht um biblische Lebens- und Erfahrungswelten geht, sondern um Gefühlswelten, in denen biblische Frauenfiguren gelebt haben könnten. Diese Figuren sind biblischen Texten entnommen oder entlehnt und erzählerisch und emotional frei weiterentwickelt. Das sorgt mitunter für interessante Geschichten, unklar bleibt aber, was das Buch erreichen soll und wer seine Zielgruppe ist. Für Mädchen im Grundschulalter ist der Text inhaltlich zu schroff, für Konfirmandinnen fast schon zu mädchenhaft. Unklar bleibt auch, ob er sich an Leserinnen richtet, die zum ersten Mal von den biblischen Erzählungen hören, oder an solche, die die Texte kennen. Diese Gruppe würde bemerken, wie vieles von der Bibel abweicht und sich möglicherweise gegen das Rollenklischee wehren, das in Mädchen und Frauen diejenigen sieht, die sich vor allem um Beziehungen kümmern und beziehungsorientiert denken.

Bei der Auswahl der Texte, die der Mädchen-Bibel zugrunde liegen, spart Steinkühler große Passagen der biblischen Literatur aus: Der alttestamentliche Teil beschränkt sich auf die Tora und ausgewählte Geschichtsbücher. Im neutestamentlichen Teil erfährt man nichts über die Mädchen, die sich in Briefliteratur oder Apostelgeschichte tummeln. Die Chance, Einblicke in ihre Lebenswelt zu vermitteln, bleibt ungenutzt. Insgesamt irritiert das Fehlen einer soliden sozialgeschichtlichen Perspektive. Hier bleibt das Projekt nicht nur unter seinen Möglichkeiten, sondern wird anfällig für den Zeitgeist. Fast immer wissen die „Mädchen“ (die meist längst erwachsene Frauen mit eigenen Kindern sind), Fremden und Sklavinnen – also die „konstruierten Anderen“ – mehr als Erwachsene und vor allem mehr als die Männer. Sie sind intuitiver und verständiger, aber auch deutlich (religions-)kritischer. Abraham und Sara werden (ebenso wie Rebekka und Isaak, Jakob, Lea und Rahel) fast völlig dekonstruiert. Insbesondere die Erzmütter kommen als narzisstische und herrische Herrinnen schlecht weg. Nur Sklavinnenmädchen sind gut, so will es scheinen.

Fazit: Es geht in der Mädchen-Bibel weniger darum, biblische Texte zu erklären als zu verheutigen. Das kommt in der Praxis eventuell gut an, in der Exegese sicher nicht. Während dort daran gearbeitet wird, die größten Irrtümer und Missverständnisse über die Bibel aufzuklären und damit einem besseren Verständnis zu dienen – vgl. nur den vorzüglichen Band „Bibel falsch verstanden“, den Thomas Hieke und Konrad Huber herausgegeben haben – bleibt die Mädchen-Bibel mit einer Reihe von vermeidbaren sachlichen Fehlern hinter diesen Anliegen zurück. Damit scheidet sie aus exegetischer Perspektive als Einstiegslektüre in biblische Welten aus: Zu viel müsste zusätzlich erklärt und geradegerückt werden.

*Sandra Huebenthal*



Oliver Wurm / Andreas Volleritsch (Hg.)  
**Das Neue Testament als Magazin**

Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk. 2021  
352 Seiten m. farb. Abb.  
12,00 €  
ISBN 978-3-460-44068-5

Die Bibel ist das am häufigsten gedruckte Buch der Welt. Sie liegt in zahllosen Übersetzungen, Auflagen und Ausgaben vor. Doch manchmal muss man auch alten – aber keinesfalls veralteten – Wein in neue Schläuche gießen, damit er die Menschen erneut oder ganz andere, neue Menschen erfreut. Diese Ausgabe des Neuen Testaments – nicht der gesamten Bibel – versucht genau dies, indem sie die neutestamentlichen Bücher in Magazininform zugänglich macht. Ein Makeover der Bibel für heutige Menschen mit ihren Seh- und Lesegewohnheiten.

In einem Heft fast in der Größe von DIN A4 kann man nun die Evangelien, die Apostelgeschichte, die verschiedenen Briefe und die Apokalypse des Johannes lesen – grafisch äußerst ansprechend gestaltet. Ergänzt werden die Texte durch Infografiken über das Christentum und die katholische Kirche sowie durch Bilder aus Brigitte Maria Mayers beeindruckendem Film „Jesus Cries“, die nicht einfach Illustrationen, sondern Interpretationen und Vertiefungen der biblischen Botschaft sind.

Das Neue Testament also mal als Magazin oder Journal, das man im Zeitschriftenhandel erwerben kann. Aber ist das nicht zynisch? Da liegt dann ein heiliges Buch neben dem „Spiegel“, dem „Stern“ oder der „Bunten“? Das Bild des gekreuzigten Christus neben Bildern von Stars und Sternchen? Man könnte so denken. Aber wäre das nicht falsch? Gehört das Neue Testament nicht genau dorthin, wo wir unseren alltäglichen Lesestoff besorgen? Wo wir uns durch die Geschehnisse, die unser Leben bestimmen, orientieren?



„Journal“ ist vom französischen „jour“ (Tag) abgeleitet. Sollte dies nicht das Neue Testament sein – ein Buch, das Tag für Tag, eben alltäglich und nicht nur sonntäglich unser Leben begleitet? Ein Magazin, das man nicht von vorne bis hinten durchlesen muss, sondern in dem man blättern kann, mal hier und mal dort, um sich an einem Tag von diesem Kapitel, diesem Satz, diesem Wort berühren zu lassen – und an einem anderen Tag eben von einem anderen Text? Erstaunlich, dass man nicht früher auf diese Idee gekommen ist. Zu hoffen wäre, dass bald auch andere wichtige Texte als Magazine vorlägen – als Einladungen zum Lesen und Wiederlesen, dazu, sich zu informieren und sich – das ist ja der tiefere Aspekt gelungener „Information“ – neu formen und bilden zu lassen.

Holger Zaborowski

Konrad Schmid

**Die Bibel**

**Entstehung, Geschichte, Auslegung**

C.H. Beck Wissen

München, C.H. Beck Verlag, 2021

128 Seiten m s-w Abb.

9,95 €

ISBN 978-3-406-77304-4

„Eine meisterhafte Einführung in die Bibel auf dem neuesten Forschungsstand.“ Das verspricht der Rückentext dieser Publikation von Konrad Schmid, der an der Universität Zürich als Professor für Alttestamentliche Wissenschaft und Frühjüdische Religionsgeschichte tätig ist und im Jahr 2019 zusammen mit Jens Schröter im C.H.Beck Verlag das Buch „Die Entstehung der Bibel. Von den ersten Texten zu den heiligen Schriften“ veröffentlicht hat. Es liegt die Vermutung nahe, dass das im selben Verlag und in der Reihe Beck Wissen erschienene Werk gewissermaßen das kleinere Geschwister der umfangreicheren Koproduktion ist.

Auf das einleitende Kapitel unter der Überschrift „Was ist die Bibel?“ (7-16) folgen der umfangreiche zweite Teil „Die Schriften der Hebräischen Bibel“ (17-77), der dritte Teil „Die Schriften des frühen Christentums“ (78-93) und als vierter „Die Formierung der jüdischen und der christlichen Bibel“ (94-104). Der fünfte und letzte Teil „Ausbreitung, Auslegung und Wirkung der Bibel“ (105-119) bildet den Abschluss, bevor eine Zeittafel, Literaturhinweise, Bildnachweise und ein Register das Buch abrunden. Diese grobe Gliederung ist in sich stringent und gut nachvollziehbar. Sie ließ – auch aufgrund der Reihe und des Textes auf dem Bucheinband – im Rezensenten die stille Hoffnung keimen, bei dem handlichen und kompakten Buch könnte es sich um eine hilfreiche Lektüre handeln sowohl für Studienanfänger als auch für eine grundsätzlich interessierte, aber biblisch-christlich eher unbedarfte Leserschaft, um profund und doch nicht zu ausladend in die Welt der biblischen Schriften eingeführt zu werden.



Beim ersten Hineinlesen und passagenweise ist das Büchlein tatsächlich sympathisch zu lesen. Eine Publikation dieses Formats darf durchaus nonchalant und ohne einen großen Fußnotenapparat geschrieben sein. Schließlich dürfte es – so die Annahme des Rezensenten und die vom Verlag C.H. Beck auf dessen Homepage selbst anvisierte Zielsetzung – konzipiert sein als eine „konzentrierte Information“ über die Bibel als wichtiges Gebiet aus dem Raum der Kulturwissenschaften. Doch tauchte mit fortschreitender Lektüre immer öfter die Frage am Lese-Horizont auf: „Für wen ist dieses Buch überhaupt geschrieben?“

Bei manchen Passagen wird derart detailliert argumentiert, dass ein fachfremder und doch interessierter Leser letztlich alleingelassen wird. Als Beispiel möge folgender Ausschnitt dienen: „Im Judentum der hellenistisch-jüdischen Zeit bildeten sich für die Schriftensammlung der späteren Hebräischen Bibel unterschiedliche Bezeichnungen heraus. Die Wendung «das Gesetz und die Propheten» findet sich in 2. Makkabäer 15,9; 4. Makkabäer 18,10 oder im Testament Levis 16,2.“ (94) Auch wenn sich in der tabellarischen Übersicht unterschiedlicher

Bibel-Kanones (8-10) und der einzelnen Bezeichnungen der biblischen Bücher wenigstens das 2. und 4. Makkabäer-Buch wiederfinden (das Testament Levis bleibt außen vor), hat ein fachfremder Leser bislang keinerlei Hilfestellung erhalten, wie und wo sich die genannten Stellen finden lassen. Dem Unkundigen fehlt es an dieser Stelle schlichtweg am Handwerkszeug, selbst an Hinweisen auf Abkürzungen der biblischen Bücher. Und nicht zuletzt bleibt unklar, wozu die erwähnten Informationen überhaupt dienlich sind. Diese Metaebene klar und strukturiert darzustellen, darauf hätte nach Ansicht des Rezensenten abgezielt werden sollen.

Die Frage nach dem Wozu stellt sich auch bei manch anderen Formulierungen, wie beispielsweise im Abschnitt „Die prophetische Überlieferung“ (32-35), wo zu lesen ist: „Besonders deutlich lässt sich dies an Hosea 4-11 erkennen. Dieser Textbereich ist nicht durch Zwischenüberschriften unterbrochen und nötigt die Leserschaft, von einem Text zum nächsten weiterzulesen.“ Welche Zwischenüberschriften meint Konrad Schmid an dieser Stelle? Vermutlich sind die Zwischenüberschriften in den jeweiligen Bibelausgaben gemeint. Doch kommen alle deutschsprachigen Bibelausgaben für Hos 4-11 ohne Zwischenüberschriften aus? Und setzt diese Formulierung im Buch nicht auch voraus, dass alle Bibelausgaben eine identische Perikopeneinteilung vornehmen? Kurzum: Die zitierte Stelle gehört zu denen, die im Rezensionsexemplar ein großes Fragezeichen am Rand tragen.

Beim Umgang mit dem Begriff „Bibel“ würde sich der Rezensent von Konrad Schmid mitunter etwas mehr Differenziertheit wünschen (vgl. vor allem S. 7-12). Freilich liegt der Charme der kanonübergreifenden Verwendung des Begriffes Bibel darin, dass es sich jeweils um die für die Rezeptionsgemeinschaft heilige Schrift handelt, doch werden ohne eine entsprechende Differenzierung theologische Unterschiede und Konzeptionen zwischen den einzelnen Rezeptionsgemeinschaften verwischt.

So detailliert und schwer nachvollziehbar die Argumentation für fachfremdes Publikum an der einen oder anderen Stelle ist, so erstaunt die Oberflächlichkeit mancher als Selbstverständlichkeit hingestellten Behauptung wie etwa dieser: „Jesus konnte lesen und schreiben, wie seine in den Evangelien dokumentierten Diskussionen mit den Pharisäern und den Schriftgelehrten zeigen.“ (79) Eine gewagte, wenn nicht sogar verwegene Feststellung, für die eine Verifizierung schwierig zu finden sein dürfte und die ebenfalls mit einem großen Fragezeichen am Rande versehen wurde.

Abschließend nochmals zurück zur Leitfrage: Welche Leserschaft hatten der Autor und der Verlag für diese Publikation vor Augen? Eine bibeltheologisch und exegetisch vorgeprägte Leserschaft? Dann verwundert die Publikation in der thematisch sehr breit aufgestellten Reihe C.H.Beck Wissen. Oder eine fachfremde Leserschaft, die allenfalls einen Erstkontakt mit biblischen Texten für sich reklamieren kann? Dann verstrickt sich der Autor an nicht wenigen Stellen in Details, die nach dem Wozu im Gesamtkontext fragen lassen. Und apropos Leserschaft: In einer Zeit, wo für jegliche Leserschaft schon viele Quellen und Texte digital greifbar sind, wäre es nach Ansicht des Rezensenten kein Ausdruck von Luxus gewesen, bei den Literaturangaben auch fundierte Homepages zu erwähnen.

Summa summarum: Dem Prädikat „meisterhaft“, das der Text Buchumschlages dem Büchlein zuschreibt, wird die Publikation bedauerlicherweise nicht gerecht.

*Bernhard Klinger*

Klaus Bäumlin

**Die Urgeschichte (Genesis 1-11)**

*Bibel heute lesen*

Zürich: Theologischer Verlag Zürich. 2021

170 Seiten m. Abb.

14,90 €

ISBN 978-3-290-18420-9

„Noch nie war die Zukunft so ungewiss wie heute. Sie ist tödlich bedroht. Die Menschheit steht am Abgrund ihrer bisherigen Geschichte.“ – Mit diesem Zitat beginnt Klaus Bäumlin seine Interpretation der Urgeschichte Gen 1-11; es stammt von A.M. Klaus Müller aus dessen Buch „Die präparierte Zeit“. Bei der Lektüre dieser eröffnenden Worte ist mir angesichts der brennenden Aktualität dieser Worte aufgrund der Ereignisse in der Ukraine ein eiskalter Schauer über den Rücken gelaufen. Selten haben mich Worte in einem theologischen Buch so angesprochen und zugleich auf die Lektüre des Buches neugierig gemacht, das ich mit Begeisterung „verschlungen“ habe. Klaus Bäumlin, ein schweizerischer evangelisch-reformierter Theologe und Pfarrer, hat die Gabe, biblische (Ur-)Texte wissenschaftlich fundiert und auf dem neuesten Stand verständlich und aktuell auszulegen. Seine Sprache ist klar, seine Argumentationen nicht langatmig, seine Theologie ist biblisch und voller praktischer Lebensweisheit, die Abbildungen anschaulich, die zitierte Fachliteratur klug und ausgewogen gewählt. Aus den Interpretationen spricht ein Autor, der aus der Bibel lebt, die theologische Wissenschaft als Dienst zum Verständnis der Texte versteht und der vor allem eines kann: erklären.



Die Urgeschichte deutet der Verfasser als Weisheit und großartige Vision, die nicht nur vom Ursprung erzählt, sondern auch von der Zukunft und vom Ziel. Zudem erkennt er in Gen 1-11 eine Ouvertüre der ganzen Bibel, in der die großen Themen der Menschheitsgeschichte (Ebenbildlichkeit Gottes, Schuld, Sünde, Gewalt, Sterblichkeit) anklingen. Bäumlin erklärt die Korrelation der Urgeschichte mit ihrem geschichtlichen Entstehungskontext. Gen 1,1-2,4b, die erste Schöpfungserzählung, wird gerade erst in ihrer Tiefe verständlich, wenn das Chaos des babylonischen Exils als Kontext einbezogen wird. Spannend und anschaulich sind die Verweise auf Martin Bubers Bibelübersetzung und die Einbeziehung der chassidischen Weisheiten.

Das Büchlein hat einen gut strukturierten Aufbau: Nach einer Annäherung, in der der Verfasser Grundlinien der Urgeschichte (Weisheit, Ursprung und Ziel, universaler Horizont, Quellen) aufzeigt, nimmt er zunächst ausführlich die Anfänge, den ersten Schöpfungstext in Gen 1,1-2,4a, in den Blick. Er wählt bei seiner Interpretation Textelemente aus, die Menschen bis heute beschäftigen (biblisches Weltbild, Gottesebenenbildlichkeit). Den zweiten Abschnitt widmet er der zweiten Schöpfungserzählung sowie den Sündenfallerzählungen Gen 3-4 unter dem Titel „Condition humaine“. Er macht auf die Unterschiedlichkeit der beiden Schöpfungstexte (Jahwist, Priesterschrift) aufmerksam, ohne zu verschweigen, dass diese Quellenhypothesen in der Exegese heute in Frage gestellt werden. Das Gewaltproblem wird mit Kain thematisiert. Die Frage „Wo ist dein Bruder?“ markiert er als Leitmotiv der gesamten Bibel. Bäumlin staunt über den Weitblick und Realismus der Texte, die den menschlichen Fortschritt thematisieren. Der dritte große Abschnitt nimmt Gen 6-9 unter dem Thema „Untergang und Errettung“ unter die Lupe. Zwei Ursachen für die Flutkatastrophe nennt er: eine menschliche (Bosheit der Menschen) und

eine auf Seiten Gottes (Reaktion Gottes auf die Gewalttat des Kain). Aktuell sind seine abschließenden Reflexionen zum neuzeitlichen Rassismus, den er an der Gestalt des Ham thematisiert. Er spricht Klartext, indem er von Vorurteilen und Menschenverachtung spricht. Der vierte Abschnitt interpretiert die Völkertafel Gen 10 und ihre theologische Aussage, der letzte Abschnitt widmet sich der Zerstreuung der Menschheit in Gen 11. Bäumlin schießt mit einer Vision über die Urgeschichte hinaus, womit er Gen 11,10-32 und die universale Bedeutung von Gen 1-11 meint.

Die Interpretation der Urgeschichte von Klaus Bäumlin ist für die Praxis sehr zu empfehlen. Das Buch hat nur einen Nachteil: Es ist zu kurz!

*Beate Kowalski*



Klaus Wengst

**Wie das Christentum entstand**  
**Eine Geschichte mit Brüchen**  
**im 1. und 2. Jahrhundert**

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus. 2021

351 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-579-07176-3

„Wie das Christentum entstand“, sollte uns nach 2.000-jähriger Geschichte und den Erkenntnissen, die wir mit Hilfe historisch-kritischer Analysen der biblischen und außerkanonischen Schriften erlangt haben, doch annähernd bekannt sein. Warum also lohnt es sich, darüber ein weiteres Buch zu verfassen oder zu lesen?

Der evangelische Neutestamentler Klaus Wengst nimmt jedenfalls an, dass selbst in kirchlichen Kreisen nicht immer klar sei, dass Jesus Jude und nicht „der erste Christ“ war und dass es mindestens mehrere Jahrzehnte gedauert hat, bis die an Jesus Glaubenden ein Bewusstsein und Selbstverständnis als eigene religiöse Gruppierung neben dem Judentum entwickelt haben. Dieser These geht er in seiner „Geschichte mit Brüchen im 1. und 2. Jahrhundert“ in einer dreistufigen Annäherung nach, in der er von einem jüdischen Anfang des Christentums ausgeht, sodann Bruchstellen ab dem jüdisch-römischen Krieg (ab 67 n. Chr.) aufdeckt und zuletzt die Zeitspanne „Im und nach dem Bruch“ (100–150 n. Chr.) als Phase des Auseinandertretens von Judentum und Christentum beleuchtet.

Breiter Forschungskonsens und nicht etwa Novum ist, dass Jesus sich ganz im Judentum verankert sah und auch die ersten Christen sich dem Judentum zugehörig fühlten. Relativ unbekannt und befremdlich dürfte jedoch für viele Wengsts Blickwinkel sein, dass sich über Jahrzehnte seit Jesu Tod kein eigenes „christliches“ Selbstverständnis der an Jesus Glaubenden entwickelt habe, es also zunächst keinen Gegensatz zwischen Judentum und „Christentum“ gab, da noch nicht von „Christentum“ gesprochen werden könne. Diese These ist bei aller begrüßenswerten Dialogbereitschaft gegenüber dem Judentum aber für



das Selbstverständnis christlicher Kirchen irritierend, gehen diese doch zumindest von einem nachösterlichen, die christliche ekklesia generierenden pfingstlichen Impuls in unmittelbarer Nähe zu Jesu Tod aus. Wengst hingegen plädiert für eine Spätdatierung ohne Kirchengründung um die Jahrhundertwende, bei der sich erstmals eine Gemeinschaft als eigene Größe neben dem Judentum erkennen lasse. Die ersten Jesusgläubigen als erste Christen zu bezeichnen sei eine unzulässige anachronistische Sicht und angesichts des Holocaust „ignorant“ (338), da sie judenfeindliche Narrative weiter verfestige. Jedoch blendet Wengst jede wissenschaftliche Debatte wie auch diejenige um das Jude- oder Christsein des Paulus aus (z.B. diejenige M. Wolters gegenüber M. Tiwald in seiner überzeugenden Annahme der „einen“ jüdischen und christlichen Identität des Paulus ohne übergeordnete jüdische Identität), denn ein einschlägiges Literaturverzeichnis oder zumindest Literaturangaben in Anmerkungen sucht man im Buch vergeblich. Nicht nur die späte und von Antiochien ausgehende Selbstbezeichnung als *christiano*i sollte als Differenzkriterium zum Judentum berücksichtigt werden, sondern auch das frühe Christusbekenntnis und die von den jüdischen Reinheitsgeboten unabhängige Soteriologie, ohne dass gleich der jüdische Mutterboden mit dem Christusbekenntnis verlassen würde.

Als Aufgabe einer zukünftigen Betrachtung der Entstehung des Christentums schlägt Wengst abschließend einen Dreischritt vor: 1. Der christliche Absolutheitsanspruch mit seinem Wahrheitsverständnis verhindere religiöse Toleranz und versperre eine Wiederentdeckung des biblisch-jüdischen Verständnisses von Trinität. Damit stellt Wengst aber auch die Göttlichkeit Jesu zur Disposition, die erst durch späte hellenistische Einflüsse Einzug ins Christentum gefunden habe, bei den jüdischen Jesuanhängern jedoch noch nicht so unbefangen hervorgetreten sei, allenfalls bei Johannes (vgl. 323). Diese Hypothese dürfte nicht unwidersprochen bleiben. 2. Christen sollten es bei der Lektüre des AT „verlernen, diesen Teil ihrer Bibel zu ‚nostrifizieren‘“ (343), da dies den Dialog mit dem Judentum erschwere. 3. Interreligiöses Lernen zur Förderung von Respekt und Toleranz sei wichtiger denn je, da der christliche Antijudaismus ein Produkt der Geschichte sei und nicht essenziell zum Christentum gehöre. Alle biblisch dokumentierten Auseinandersetzungen der Jesuanhänger mit dem Judentum seien als rein innerjüdische Konflikte zu werten.

Dass Wengst hier ein sich dynamisch entwickelndes spezifisch christliches Selbstverständnis in Abgrenzung zu den unterschiedlichsten religiösen Parteien der Spätantike von vornherein negiert, führt zu einer verengten Sicht des komplexen historischen Kontexts. Mit der nötigen kritischen Distanz gegenüber allzu streitbaren theologischen Hypothesen lohnt sich die Rückbesinnung auf den vorgestellten dreiteiligen Perspektivwechsel dennoch, um den hartnäckig fortwirkenden antijüdischen Narrativen der Moderne und der aktuellen Rückkehr des Antisemitismus in die Mitte der Gesellschaft entgegenzutreten und dies Schülerinnen und Schülern, Studentinnen und Studenten sowie allen interessierten Personen angemessen vermitteln zu können. Als innovativer Impuls eignen sich hierzu besonders die von Wengst literarisch gestalteten fiktiven „Inszenierungen“ biblischer Geschehnisse (z.B. 89f.). Diese erleichtern den Zugang zu den biblischen Texten und können den Religionsunterricht didaktisch bereichern.

*Michaela Bill-Mrziglod*



Kurt Erlemann

**Wunder**

**Theorie – Auslegung – Didaktik**

Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag. 2021

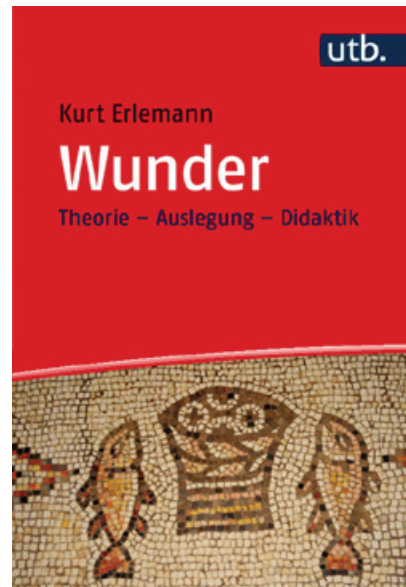
372 Seiten

29,90 €

ISBN 978-3-8252-5657-9

An Büchern über die Wunder der neutestamentlichen Überlieferung besteht in der Exegese – anders als in der systematischen Theologie – kein Mangel. Erwähnt seien nur die zahlreichen Beiträge von Bernd Kollmann und das von Ruben Zimmermann herausgegebene zweibändige „Kompendium der frühchristlichen Wundererzählungen“, in dem sich die Vielfalt bibelwissenschaftlich reflektierter Zugänge gut widerspiegelt. Auch Kurt Erlemann ist im vorliegenden, eng an sein Buch „Kaum zu glauben. Wunder im NT“ (2016) anschließenden Opus dieser Vielfalt verpflichtet. Entsprechend seiner Konzeption als Fach- und Lehrbuch enthält es exegetische, hermeneutische und besonders auch didaktische Fragestellungen, wobei sich Auswahl und Analyse einzelner Wundertexte an den Kerncurricula für den Evangelischen Religionsunterricht ausrichten.

Das Einführungskapitel gibt einen ersten komprimierten Überblick über Wunder und Wundertexte in der Bibel und ihrem Umfeld, ihre Einordnung in die Jesuserinnerung und Gattungsgeschichte, ihr Verhältnis zum Christusglauben, den weltbildlichen Hintergrund, ihre eigene, rationale Logik sowie ihre theologische und anthropologische Bedeutung (15–64). Weitere Kapitel vertiefen das Welt- und Menschenbild der Wundertexte aus kultur- und religionshistorischer Perspektive (65–90), stellen in kritischer Weiterführung verschiedene Paradigmen der Wunderdeutung und ihres Wirklichkeitsverständnisses dar (91–155) und gehen inhaltlichen Aspekten und Sinnebenen nach (157–214). Es folgen eine Auswahl von Exegesen ntl. Wundertexte und eine Vorstellung didaktischer Impulse mit Anknüpfung an die vorigen Beispielexegesen (259–331). Ein „Serviceteil“ mit verschiedenen Stellen- und Sachregistern sowie Literaturangaben beschließen dieses einführende Studienwerk.



Für Erlemanns Sicht grundlegend ist seine im Einführungsteil aufgeführte These 4, dass Wunder einer Logik mit „eigenen, rational beschreibbaren Gesetzmäßigkeiten“ (19) folgten. Wunder sind „rational nicht erklärbar, ... aber nicht irrational“ (ebd.), wobei „irrational ... nicht das Widervernünftige [bezeichnet], sondern das, was die Grenzen der Vernunft übersteigt“ (19, Anm. 2). Im Einzelnen bestimmt der Autor die Wunderlogik als eine Logik des intensiven Gebets, des nachhaltigen Glaubens, als Logik kontrafaktischer Hoffnung und einträchtiger Liebe (138–140). Hier wie auch im Ganzen seiner in immer neuen Anläufen versuchten Verortung und Deutung der biblischen Wundergeschichten dominieren die begrifflich-kategorialen und weltbildlichen Vorgaben des ntl. Wunderverständnisses.

Aus exegetischer Sicht ist das vertretbar, zumal die theologische Relevanz der Wunder gut herausgearbeitet wird, doch lässt der Vorrang einer mythisch-kosmischen und religiös-mystischen Wahrnehmungsweise die epistemologische und ontologische Dimension deutlich unterbelichtet erscheinen. Der Hinweis auf „spirituell erfahrbare, weiche Fakten“ (20 u.ö.) wird im Diskurs mit der Geschichtswissenschaft und Philosophie kaum ausreichen, zumal dann, wenn man mit Erlemann voraussetzt, dass die Wundertexte auch Naturgesetze durchbrechen und so „die menschliche ratio mit der Wirklichkeit des naturhaft Unmöglichen“ (29) konfrontieren.

Auffallend ist weiter die kleinteilige Gliederung mit vielen inhaltlichen Wiederholungen, die der Stringenz des Ganzen nicht immer förderlich ist. Anscheinend ist das Lehrbuch eher für eine selektive Lektüre gedacht. Im Ganzen aber stellt das Buch mit seiner exegetischen und didaktischen Erschließung verschiedener Wundertexte eine Bereicherung des gegenwärtigen Studienmaterials dar. Einem propädeutischen Anspruch wird es jedenfalls gerecht und regt zu einer vertieften Beschäftigung mit der Welt der biblischen Wundertexte an.

*Rainer Schwindt*

Bernd Kollmann  
**Martin Luthers Bibel**  
**Entstehung – Bedeutung – Wirkung**

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus. 2021

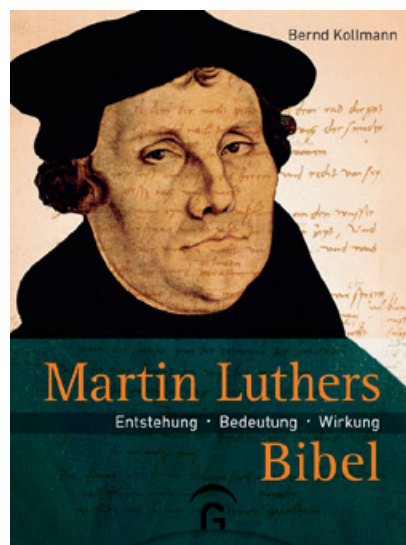
208 Seiten m. farb. Abb.

25,00 €

ISBN 978-3-579-07156-5

Um es gleich vorwegzusagen: Dieses Buch ist absolut lesenswert und sehr ansprechend gestaltet, ein schönes Geschenk für alle, die sich für das Thema Bibel interessieren. Leider passen Titel und Inhalt nicht ganz zueinander. Für denjenigen, der vor dem Kauf keinen Blick in das Inhaltsverzeichnis werfen konnte, könnte es dann beim Lesen eine gewisse Enttäuschung geben. Die Bibel in der Übersetzung Martin Luthers ist zwar das Hauptthema, aber nach einem kurzen Einstiegskapitel wird zunächst sachkundig und sehr ausführlich die Vorgeschichte geschildert (Kap. 2-6). Dabei geht es z.B. um die Entstehung der Bibel allgemein, Septuaginta und Vulgata, den Humanismus und die Erfindung des Buchdrucks. Das alles gehört zum Thema „Bibel“, kommt aber in dieser Breite unter dem Titel „Martin Luthers Bibel“ etwas überraschend. Erst ab Seite 96, also etwa in der Mitte des Buches, geht es dann nach der Einleitung wieder unmittelbar um Luther und seine Zeit.

Die Entstehung der Lutherbibel, von den ersten Übersetzungsarbeiten am Neuen Testament auf der Wartburg 1521 bis zur vollständigen revidierten Ausgabe letzter Hand 1545/46, wird dann mit größerem Sachkenntnis dargestellt (Kap. 7-11). Am Beginn jedes Kapitels wird jeweils kurz eine Episode oder ein Sachverhalt geschildert, der exemplarisch für das gesamte Thema ist und zum weiteren Lesen einlädt. Dieser Kapiteleinstieg wird mit einem ganzseitigen Foto passend illustriert. Inhaltlich kann und braucht ein solcher Band nichts völlig Neues zu bieten. Aber die Fülle und Qualität der Sachinformationen, die Kollmann präsentiert, ist beeindruckend. Zugleich ist der Text gut lesbar und immer wieder pointiert formuliert.

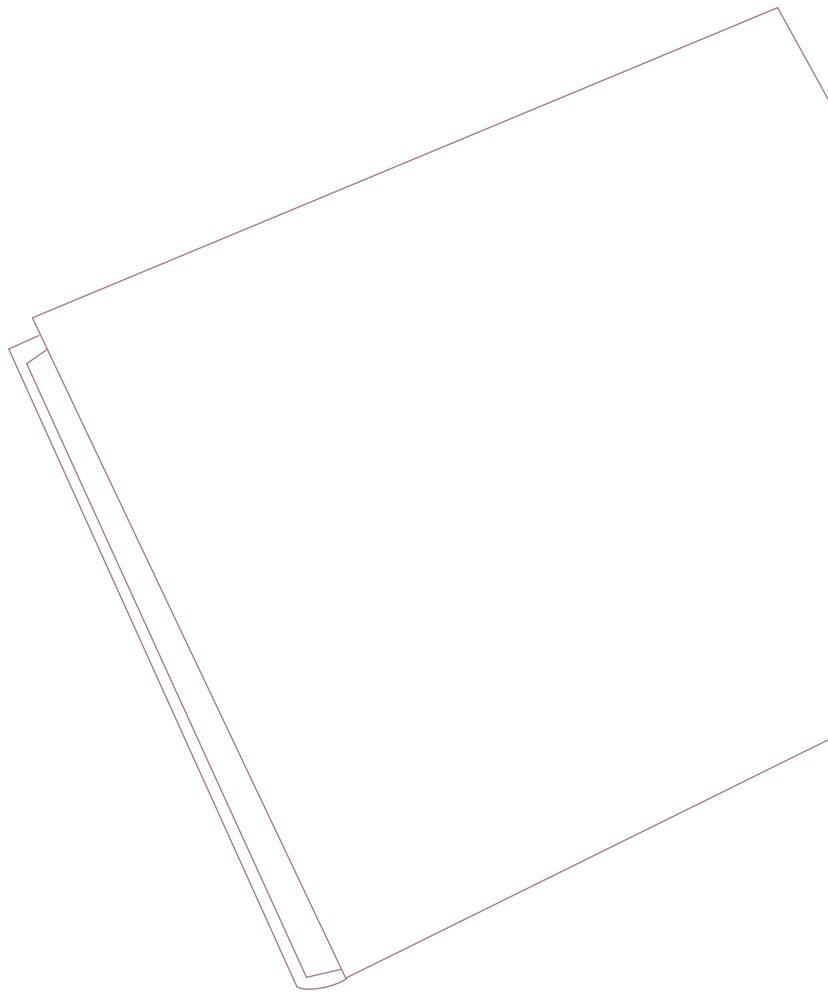


Die letzten drei Kapitel widmen sich der im Untertitel schon angekündigten Wirkungsgeschichte der Lutherbibel. Dabei bleiben die ersten beiden allerdings schwerpunktmäßig in der Reformationszeit („Luther und die deutsche Sprache“ und „Katholische Gegenbibeln“). Erst das letzte Kapitel zur Revisionsgeschichte der Lutherbibel schlägt den Bogen bis in die Gegenwart.

Das ganze Buch ist sehr sorgfältig gestaltet und produziert. Inhaltlich gibt es nur vereinzelte Anfragen. So werden die ältesten bibl. Texte aus Qumran „nur“ in das 1. Jh. v. Chr. datiert (16), üblich ist sonst mindestens auch das 2. Jh. v. Chr. An anderen Stellen geht es eher darum, dass Kollmann durch seine pointierten Formulierungen vielleicht etwas über das Ziel hinausschießt. Aber letztlich macht das die Lektüre insgesamt interessant und unterhaltsam.

Wer sich darauf einstellt, dass in diesem Buch mehr „Bibel allgemein“ steckt, als der Titel erwarten lässt, wird an diesem Band viel Freude haben. Es ist ein Buch, das man gerne in die Hand nimmt und das durch seine ansprechende Gestaltung und den gut lesbaren Text zum Lesen und Betrachten einlädt. Und angesichts des 500jährigen Jubiläums des Septembertestaments ist es 2022 sicher für Bibelinteressierte ein schönes Geschenk.

Christoph Rösel



Ansgar Wucherpfenning  
**Wie hat Jesus Eucharistie gewollt?**  
**Ein Blick zurück nach vorn**

Ostfildern: Patmos Verlag. 2021

128 Seiten

15,00 €

ISBN 978-3-8436-1302-6

Nach der dogmatischen Konstitution über die Kirche (Lumen Gentium 11) ist die Eucharistie „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“. Ihr kommt im kirchlichen Leben und in kirchlicher Lehre ein nicht zu unterschätzender Stellenwert zu. Bis zur Beschreibung der Eucharistie durch das 2. Vatikanum in Lumen Gentium 11 hat das eucharistische Mahl vielfältige Entwicklungen durchlaufen, verdankt sich aber ursprünglich jüdischer und hellenistischer Mahltradition, die von Jesus aufgenommen wurde und im Laufe der Kirchengeschichte ihre heutige Gestalt angenommen hat.

Ansgar Wucherpfenning, Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen, fragt in der hier zu besprechenden Publikation provokativ: Wie hat Jesus die Eucharistie gewollt? Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist der Frankfurter Ökumenekreis, dessen Mitglieder der Frage nachgingen, was Eucharistie bzw. Abendmahl für jeden und jede aus dem Kreis bedeutet. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, dass seine Ausgangsfrage ein Anachronismus ist, da das Wort Eucharistie bei Jesus nicht vorkommt; trotzdem verdanke sie sich seinem Gründungsimpuls. Die Eucharistie selbst sei nachösterlich, aber ohne die Mahlpraxis Jesu nicht möglich. Bei seinen Ausführungen greift Wucherpfenning wesentlich auf zwei Werke zurück: Auf das Sacred-Meal-Projekt (Dieter Sänger/David Hellholm [Hg.]: *The Eucharist – Its Origins and Contexts. Sacred Meal, Communal Meal, Table Fellowship in Late Antiquity, Early Judaism, and Early Christianity*, 3 Bde. [WUNT 376], Tübingen 2017) und Gottfried Bachls Monographie zur Eucharistie (*Eucharistie. Macht und Lust des Verzehrens*, St. Ottilien 2008), die an mehreren Stellen zitiert wird.



Im Einleitungskapitel geht der Verfasser näher auf den Anlass des Buches ein und gibt erste biblische und liturgische Hinweise zur Eucharistie. Die Kapitel 1 bis 5 präsentieren kanonische, außerkanonische und frühchristliche Texte, die unter dem Gesichtspunkt ihres Eucharistieverständnisses befragt werden. Wucherpfenning beginnt im 2./3. Jh. n.Chr. und arbeitet sich bis zur Mahlpraxis Jesu vor. Kapitel 1, das u.a. die *Traditio Apostolica*, Philo von Alexandrien, Hegesipp und Philippus-Akten zu Wort kommen lässt, verweist auf die asketischen und vegetarischen Aspekte frühchristlicher Eucharistiepraxis. Kapitel 2 widmet sich den Mahlbildern der Offenbarung des Johannes. Kapitel 3 führt von der Didache und ihren Gabengebeten zu den Gabengebeten der katholischen Eucharistie nach dem 2. Vatikanum. Dabei wird auch auf den Opferbegriff in der Eucharistie eingegangen. Kapitel 4 deutet die Beschreibungen des letzten Abendmahls bei Paulus und den Synoptikern. Und Kapitel 5 legt die Emmausperikope und ihr Eucharistieverständnis aus.

Besonderes Augenmerk sollte man m.E. aber dem letzten Kapitel widmen, denn hier hat man – so war zumindest mein Eindruck – den O-Ton des Autors in konzentrierter Weise vor sich. Wucherpfenning kehrt gedanklich zum Ökumenekreis zurück und verdeutlicht, dass sich aus dem Gründungsimpuls Jesu eine Fülle von Erscheinungsformen eucharistischen Feierns in den einzelnen Konfessionen entwickelt habe. Er schreibt: „Ihre Vielfalt enthält daher Elemente von Komplementarität und regt dazu an, auch in den jeweils anderen Formen die kirchliche Eucharistiefeier als wahrhaft bewahrt wiederzuerkennen. Ihre Einheit haben die Feiern des Sakraments der Eucharistie und des Abendmahls durch ihre gemeinsame Ausrichtung auf das kommende Jerusalem.“ (109f). Neben diesem ökumenischen Impuls geht der Verfasser auch auf die Rolle von Laien (besonders von Frauen) beim Mahlsakrament und dem Vorbild der Eucharistie für einen verantwortungsvollen Umgang mit Nahrungsmitteln ein. Seine Studie beendet der Verfasser mit dem Bild von der Eucharistie als vorweggenommenes Mahl der geretteten Menschheit, die auf dem „Weg in Gottes Welt der Gerechtigkeit“ (118) ist.

Ansgar Wucherpfennings Buch ist eine gut lesbare und verständliche Auseinandersetzung mit den frühchristlichen Texten zur Eucharistie. Wichtige Gedanken seiner Ausführungen sind kursiv gesetzt, theologische Fachbegriffe werden in Klammern erläutert oder übersetzt. Die Anmerkungen sind als Endnoten auf das Nötigste reduziert; in den Endnoten findet sich die weiterführende und verwendete Literatur, die nicht extra in einem Literaturverzeichnis ausgewiesen wird.





Stefan Böntert / Winfried Haunerland / Julia Knop /  
Martin Stuflesser (Hg.)

**Gottesdienst und Macht  
Klerikalismus in der Liturgie**

Regensburg: Verlag Friedrich Pustet. 2021

240 Seiten m. s-w Abb.

24,95 €

ISBN 978-3-7917-3286-2

Im Vorwort des vorliegenden Bandes heißt es, dass die Frage nach Macht in der Kirche noch lange nicht beantwortet sei, was ebenfalls durch die Beiträge nicht eingeholt werden könne. Dennoch zeigen die verschiedenen Autorinnen und Autoren die große Bandbreite dieser Fragestellung auf. In fünf Kapiteln wird sich dem Themenkomplex von Gottesdienst, Macht und Klerikalismus aus verschiedenen Perspektiven angenähert.

Beginnend mit den Symbolen von Macht und deren Inszenierung zeigt Julia Knop die „systemische Hervorhebung des Klerikers“ auf. So sei der liturgische Leitungsdienst den Männern „auf den Leib zugeschrieben“. Die Repräsentation Christi werde auf die Person im Sinne der Gestalt Jesu (vor seinem Tod), nicht auf die Rolle (des Auferstandenen) bezogen (29). Daran anschließend zeigt Stefan Böntert die herausgehobene Gestalt des geweihten Vorstehers auf. Durch besondere liturgische Kleidung werde die Trennung zu den Laien manifestiert. In der Sakralisierung des Amtes erkennt Böntert eine systemische Inszenierung des Klerikers. Dass es sich dabei keineswegs um ein rein binnenkatholisches Problem handelt, zeigt Thomas Stubenrauch mit seinem Artikel „Klerikalismus in der Ökumene“ auf. Eine besonders subtile Form des Klerikalismus vermag er in ökumenischen Gottesdiensten zu erkennen, in denen der Altar, der konfessionsübergreifend Christus repräsentiert, durch einen „Phalanx von Amtsträgern“ verdeckt werde.



Kreativ wird das Werk im Kapitel „Reden und Tun. Performanz des Gottesdienstes“ unterbrochen, da hier tatsächlich die Methode vom Vortrag hin zum Dialog bzw. zur verschriftlichten Podiumsdiskussion wechselt. Es wird eine phänomenologische Annäherung durch Bilder und Videosequenzen vorgenommen, die von Nora Gomringer (Poetin), Christine Theobald (Intendantin des Staatsballetts, Berlin) und Ulrich Khuon (Intendant am Deutschen Theater, Berlin) in ihrer Wirkung auf den Zuschauer gedeutet werden.

Den Auftakt zum Kapitel „Symbolik des Unterschieds“ bildet der Artikel von Winfried Haunerland, mit dem er auf die von Julia Knop vorgelegten Thesen eingeht. Liturgie als heiliges Spiel lebe von verschiedenen Rollen. Er betont dabei die Symbolik des Unterschieds von gemeinsamem Priestertum und Priestertum des Dienstes, bei der es um eine sachgerechte Profilierung dieser Symbolik gehe. Darauf folgen Responsa von anglikanischer (Lizette Larson-Müller), evangelisch-lutherischer (Alexander Deeg), alt-katholischer (Angela Berlis), orthodoxer (Constantin Miron) und freikirchlicher (Stefan Schweyer) Perspektive. Ins Auge fällt dabei die Unterschiedlichkeit der ekklesiologischen Ansätze, die eine Spannweite aufzeigen, die dem Priester Amt und Funktion neben anderen ermöglicht, bis hin zu der Gefahr, dass Priester meinen, alleine die Kirche zu bilden. Zudem wird die Frage aufgeworfen, ob die Zentralstellung des Priesters nicht die christologische Mitte verdeckt bzw. ob Gott als eigentlich Handelnder in der Liturgie nicht zu sehr durch Worte, Riten, Räume und Gewänder verdeckt wird. Wenn Liturgie als heiliges Spiel verstanden werde, dann dürfe die Rolle der verschiedenen Akteure nicht hinter die einseitige Rolle des Zelebranten zurücktreten.

Mit dem Kapitel „Männer an der Macht – Liturgie und Geschlecht“ stellt sich die Frage nach dem Frausein in der Kirche, was bis heute bedeute „nicht gleichberechtigt“ zu sein (Ingrid Fischer, 179). Das führt dazu, dass viele Gläubige die Ritualgemeinschaft der Kirche verlassen (Judith Hahn). Judith Müller schließlich stellt die Gretchenfrage: „Wie heißt das Stück, das hier gespielt wird? Hierarchia oder Communio?“ (212)

In einem letzten Kapitel werden Resonanzen der Tagungsbeobachter Walter Lesch (aus soziologischer Sicht) und Johannes Wübbe (Mitglieder der Liturgiekommission der DBK) eingeholt, um abschließend mit dem inspirierenden Bild von Miriam Rose „poetic church“ eine Vision von Kirche vorzulegen, „die der menschlichen Imaginationsfähigkeit Raum gibt“. (230)

Was kann systemisch verbessert und verändert werden? Die Frage wird zu Recht gestellt und zu beantworten versucht. Im letzten hängt es an der Frage des Selbstverständnisses des jeweiligen Liturgen, ob er sich in den Dienst nehmen lässt und dadurch in der Liturgie Gott selbst aufscheinen kann oder nicht. Dieser Band verspricht, was im Vorwort angekündigt ist, indem eine Bandbreite an Zugängen zur Thematik vorgelegt wird. Dennoch wäre eine weitere Perspektive wünschenswert, nämlich die psychologische. Wenn die Gretchenfrage richtiggestellt ist, ob hier Hierarchia oder Communio gespielt wird, hat die Antwort darauf Auswirkungen, die gewiss mit dem Rollenverständnis und dem Selbstwertgefühl des Liturgen zu tun hat.

*Christof May*

Heinrich Timmerevers / Thomas Arnold  
**Gefährliche Seelenführer?**  
**Geistiger und geistlicher Missbrauch**  
Herder Thema

Freiburg: Herder Verlag. 2020  
64 Seiten m. Abb.  
14,00 €  
ISBN 978-3-451-02747-5

Diese Publikation enthält die auf dem Kongress unter gleichnamigem Titel in der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen gehaltenen Vorträge. Das Themenheft bietet einen sehr guten Überblick über Vielfalt und Mehrdimensionalität des sog. geistigen und geistlichen Missbrauchs. Bischof Heinrich Timmerevers verweist auf die Verpflichtung, sich als Kirche umfassend zu sensibilisieren, um sie so als sicheren Ort einer gemeinsamen Glaubenserfahrung gestaltbar zu machen. Hierfür gilt als Voraussetzungen eine präzise Analyse von Mechanismen und Umständen, die einen geistlichen Missbrauch zulassen. Im Weiteren stellt er fest, dass geistiger und geistlicher Missbrauch dem sexuellen vorausgehen. Eine vermeintliche, missbräuchlich im Voraus geschaffene Vertrauens- und Glaubensbeziehung wird ausgenutzt. Umso entscheidender ist es, Seelsorge zu begreifen als reine Unterstützung der Gottesbeziehung des jeweiligen Mitmenschen oder als einen gemeinsamen Wachstumsprozess in der Beziehung zu Gott.

Auf die theologischen Aspekte des sog. geistlichen Missbrauchs geht Bischof Felix Genn ein, der eine absolute Transparenz und Offenheit dem Thema gegenüber einfordert. Andernfalls nimmt die Problematik noch stärkere Züge an. Gleichzeitig zeigt er aber auch auf, dass die dem Begleiter auferlegte Schweigepflicht in einer geistlichen Begleitung eine Begrenzung (*forum internum*) zum notwendigen Schutz nach außen findet. Den stattfindenden Machtmissbrauch, der einer Verzweckung der Gottesbeziehung des Gegenübers gleichkommt, befriedigt die Bedürfnisse des Täters und stellt, so Genn, eine *incurvatio in se ipsum* dar, eine Verkrümmung der Sinnrichtung des Menschen. Statt Gott zu suchen, wird hier auf den Täter und dessen Ziele hingearbeitet.



Stephanie Butenkemper gibt einen Überblick über Bedingungen und Strategien geistlichen Missbrauchs. Dabei ist es der Autorin wichtig zu erwähnen, dass jeder Mensch geistlichen Missbrauch erfahren kann. Diese Aussage gilt besonders den Menschen, die sich anhand der Zugehörigkeit zu einer geistlichen Gemeinschaft einen Familienersatz erhofften und in der Folge unter Schuldgefühlen und Selbstzweifeln leiden. Denn besonders diejenigen, die nach Sinn und Lebenserfüllung suchen, werden schnell von radikalen christlichen Gruppierungen angesprochen, die ein System von umfassender Kontrolle, totaler Anbindung und Indoktrination verkörpern. Umso schwerer wird es dann

für den Einzelnen, sich – oft nach einem jahrelangen Prozess – wieder zu lösen und einen Weg zurück „in die Welt“ zu finden. Eine mögliche Hilfestellung für die Opfer ist das Brechen des Schweigens von Missbrauch seitens der Kirche in der Öffentlichkeit. Damit werden die Betroffenen aus ihrer Isolation und ihren persönlichen Ängsten und Verunsicherungen befreit, die darin bestehen, nach ihren traumatisierenden Erfahrungen kein Vertrauen mehr in sich selbst zu haben. Dem stimmt Katharina Anna Fuchs, Diplom-Psychologin, zu. Sie sieht im Schweigen zum Missbrauch die Möglichkeit dessen Fortbestehens. Manipulation und Kontrolle sind zentrale Elemente, um Missbrauch zu konstituieren.

Geistlicher Missbrauch entsteht oft dann, so Stefan Hoffmann, wenn Verantwortliche und geistliche Begleiter davon überzeugt sind, zu wissen, was für den anderen gut ist. Es wird über den Kopf des anderen hinweg bestimmt und unter dem Vorzeichen des Gehorsams Dinge eingefordert, selbst wenn diese den Betroffenen schaden und krank machen. Hoffmann warnt vor „göttlich legitimierten Anordnungen“, die Vorgesetzte für sich beanspruchen und damit Menschen regelrecht zerstören können.

Die Frage nach dem, was mit Missbrauch aus psychoanalytischer (C.G. Jung) und spiritueller Sicht gemeint ist, wird von Klaus Baumann und Eckhard Frick erörtert. Günter Klug untersucht die systemischen Grundlagen geistigen Missbrauchs, den es in allen gesellschaftlichen Bereichen gibt. Aus theologischer Sicht beschäftigt sich Andreas Lob-Hüdepohl mit der Gewissensbildung, die innerhalb der geistlichen Begleitung Unterstützung finden darf. Geistliche Begleitung darf diese aber nicht ersetzen. Religiöser Gehorsam ist deshalb an eine verantwortungsbewusste Haltung geknüpft (vgl. c. 212 CIC), die mit der persönlichen Freiheit und dem Anspruch an das eigene Gewissen einhergehen muss.

Der Liturgiewissenschaftler Benedikt Kranemann fordert eine Stärkung in der liturgischen Bildung, die auch eine Verständigung über jeweilige zeitgemäße und achtsame liturgische Formen impliziert und damit einen Machtmissbrauch verhindern soll. Dabei betont er die nötige Reife eines die Liturgie vollziehenden Priesters. Dominique-Marcel Kosack untersucht „Autoritäten des Glaubens“ unter dem Aspekt eines von Macht geprägten Vermittlungsgeschehens. Exemplarische Fälle von geistigem und geistlichem Missbrauch betrachten Thomas Sternberg / Hubert Wissing. Schließlich zeigt der Kirchenrechtler Gerhard H. Hörting einzelne dem Codex Iuris Canonici zugrundeliegende Normen auf und nennt die entscheidenden Aspekte bei der Anwendung kirchlichen Rechts. Das Themenheft endet mit einem Interview zwischen Vertretern von missio Aachen über die Studie „Missbrauch an Ordensfrauen“ und einem Beitrag über die Chancen geistlicher Begleitung hinsichtlich des Entdeckens von Gottes Gegenwart und eigener Stärken. Stefanie Lieb bespricht den im Heft vorgestellten Bilderzyklus von Michael Morgner.

*Michaela Lomb*

Michael N. Ebertz

## **Entmachtung**

### **4 Thesen zu Gegenwart und Zukunft der Kirche**

Ostfildern: Patmos Verlag. 2021

160 Seiten

19,00 €

ISBN 978-3-8436-1266-1

Die Soziologie steht seit jeher im Verdacht, das Spiel um des Kaisers Kleider nicht mitzumachen, sondern die Dinge beim Namen zu nennen: Rolle, Beziehung, Macht, kulturelles Kapital, Eigeninteresse, Inklusion und Exklusion. Organisationen auf Interessen und Funktionsbeziehungen hin zu untersuchen kann symbolisch aufgeladene Systeme in die Krise stürzen – allerdings nur dann, wenn diese ihre Legitimation ohnehin schon eingebüßt haben, machtverschleiernde Metaphern des Commitments nur noch Kopfschütteln auslösen und Zynismus sowie Fluchtendenzen unübersehbar geworden sind.

Der katholische Theologe und Soziologe Michael Ebertz beschäftigt sich schon seit langem mit dem schwindenden Macht- und Drohpotenzial der Amtskirche sowie der schleichenden Erosion von Loyalitäten diesseits und jenseits administrativer Zugriffsrechte. In seinem neuesten schmalen Bändchen fragt er, wie religiöse Verkündigung und Daseinsvorsorge, aber auch Legitimationsgenerierung ohne die klassischen Instrumente der an traditionelle Familienkulturen und Milieubeziehungen angedockten „Reproduktionskirche“ aussehen kann.

Nach einleitenden Überlegungen zur Semantik des Machtbegriffs zeichnet er den Machtwechsel in der Beziehung zwischen Gläubigen einerseits und legalistisch ausgerichteter Klerisei andererseits nach und erteilt Ratschläge, wie eine zukunftswillige Kirche der ihr zivilisatorisch überlegenen Gegenwartskultur mit ihrer freiheitsgarantierenden Multioptionalität begegnen müsste. Ebertz plädiert dafür, eingefahrene Denkstile zu überwinden und „im kirchlichen Feld Arenen der Multiperspektivität zu implementieren“ (114), um Lernen der Kirche auf Dauer zu stellen. Dabei fokussiert er nicht auf Glaubensfragen im engeren Sinne, sondern auf den Themenkreis Ehe, Fa-



milie, Geschlechterordnung und Religionsunterricht, also die Klassiker der religiösen Sozialisation, sowie die Arbeit der Caritas. Dem Autor geht es um die Öffnung eines ideologisch geschlossenen und rechtlich-normativ erstarrten Herrschaftsverbandes, der sich seit zwei Jahrhunderten primär mit der Abwehr des Fremden und der Stabilisierung des eigenen Systems beschäftigt. Ebertz' Plädoyer, Kirche osmotisch zu definieren, Loyalitäten zu verflüssigen und kirchliche Tätigkeitsfelder entsprechend neu zu konzipieren, legitimiert – darauf macht der Autor anhand von Beispielen aufmerksam – ohnehin im Gang befindliche Umstrukturierungen. Anhand bischöflicher Verlautbarungen macht Ebertz deutlich, wie geschmeidig ehemals erratische Normierungen (Sonntagsgebot, „Mischehen“-Verbot, Verpflichtung zu Taufe und katholischer Kindererziehung, Loyalitätsnachweis in kirchlichen Beschäftigungsverhältnissen etc.) semantisch zu „Einladungen“ umcodiert werden. Die Kirche der Zukunft wird, so Ebertz, u. U. eine „Kirche ohne Gläubige“, aber eine „Kirche mit Stellen“ sein (82) – ein Dienstleistungsunternehmen, das Kontingenzen bearbeitet und als „Friedensmacht“ an der Zivilisierung der Gesellschaft mitarbeitet.



Das Buch verdankt sich innerkirchlichen Zusammenhängen, wendet sich also primär an Verantwortungs- und Entscheidungsträger in den Generalvikariaten und den kirchlichen Dienstleistungsbereichen sowie an interessierte Nichttheologen, die auf Akademietagungen Aufklärung über die Mechanismen erbitten, die für die Implosion der katholischen Kirche in Anschlag zu bringen sind. Es wäre deshalb unfair, Ebertz die Wiederholung längst bekannter Diagnosen vorzuwerfen. Auch er weiß, dass im synodalen Prozess Fragen und Aufgaben bearbeitet werden, die seit fünfzig Jahren hätten geklärt bzw. gelöst sein müssen. Gleichwohl darf gefragt werden, ob er seinen organisationssoziologischen Empfehlungen nach „Differenzakzeptanz“, „Denkstilumwandlungen“ und „Prozeduralisierung“ Erfolg verheißt oder ob hier die anlassbezogene, auf Motivation abzielende Vortragstätigkeit vor Kirchen- und Caritas-Verantwortlichen die Feder geführt hat. Zwischen der ernüchternden sozialwissenschaftlichen Bestandsaufnahme im ersten Teil des Buches und den „Ausblicken“ ab Seite 87 klafft doch eine beträchtliche Lücke. Wo sollen angesichts der Milieuerengung sowie der mitten im selbstzerstörerischen Kulturkampf befindlichen Hauptamtlichen-Kirche die Subjekte des Umsteuerns herkommen? Und wer benötigt noch eine Organisation, die angesichts der „hohen Hintergrundunsicherheit“ bezüglich ihrer Grundannahmen (Luhmann) offensichtlich selbst nicht mehr definieren kann, was sie jenseits eines kulturellen und sozialen Serviceangebots der bürgerlichen Gesellschaft noch anbieten soll?

Günter Nagel

Martin Belz

## **Pfarreien im Wandel**

*Pastoralkonzepte, Laienpartizipation und Liturgiereform in Frankfurt am Main 1945-1971*  
*Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte B 142*

Paderborn: Brill | Schöningh. 2022

522 Seiten

99,00 €

ISBN 978-3-506-79120-7

Mit Blick auf die derzeit in Deutschland auf dem Synodalen Weg verhandelten Fragenkomplexe wird immer wieder auf die Konzilszeit und die auf sie folgenden Umbrüche in Kirche und Gesellschaft verwiesen. Es scheint, als seien die Jahre zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Würzburger Synode (1971-1975) bestens erforscht. Tatsächlich ist es so, dass hier erhebliche Forschungsdesiderate zu verzeichnen sind, kirchenhistorische Untersuchungen weithin fehlen. Dieser Leerstelle hat sich Martin Belz in seiner Promotionsschrift zugewandt und exemplarisch die Situation in Frankfurt anhand der Entwicklungen in vier repräsentativen Pfarreien untersucht (St. Bernhard und St. Michael im Nordend, St. Bonifatius in Sachsenhausen und St. Gallus im Gallusviertel). Er wertet dazu erstmals die Pfarrarchive, die Akten der Stadtpfarrer Alois Eckert und Walter Adlhoch sowie die Bestände des Diözesanarchivs Limburg aus. Der Verfasser hat die Entwicklungen unter drei Aspekten betrachtet: Pastoralkonzepte, Laienpartizipation und Liturgiereform – ein Konzept, das überzeugt.

Belz zeigt an sehr sorgfältig gewählten, sprechenden Beispielen auf, wie sich das Verständnis von der volkskirchlichen „Pfarrfamilie“ zu einem pluralen Verständnis von „Gemeindekirche“ gewandelt hat. Als Beispiel für die transformierten Seelsorgekonzepte sei die Jugendseelsorge angeführt: Von der geschlechtergetrennten Kinder- und Jugendarbeit mit festen Gruppenstunden ging man seit Mitte der 1950er Jahre den Weg zu einem freizeitorientierten, offenen Angebot, das sich auch an weniger kirchlich verortete Jugendliche richtete („Jugendclub“). In der Studie ist gut ablesbar, wie sich wenige Jahre



nach dem Zweiten Weltkrieg die bis dahin üblichen Rekrutierungsveranstaltungen überlebt hatten: Volksmissionen wurden durch Exerzitien abgelöst, im liturgischen Bereich wich die Fronleichnamsprozession dem Gemeindefest. Die „Katholische Aktion“, die sich als Zuarbeit für den Pfarrer verstand, wurde nach dem Konzil von den Synodalen Gremien abgelöst, in denen Amt und Mandat zusammenarbeiten. Mit dem gewandelten Rollenverständnis gingen auch Enttäuschungen einher. Am Ende der ersten Amtsperiode der Gremien (1972) wurde wohl guter Wille attestiert, genauso aber die mangelnde Effektivität der Arbeit.

Wie sich die Kirche der Öffnung zur Welt stellt, wird in den genannten Pfarreien an der Bildungsarbeit und der Neukonzeption der Caritas deutlich. Bundesweit hat die Pfarrei St. Michael, angeleitet durch das dort ansässige Oratorium Philipp Neri und namentlich Pfarrer Alfons Kirchgässner, mit ihren ökumenischen Versuchen von sich reden gemacht. Die evangelische Kirche war durch die Epiphaniagemeinde mit ihrem Pfarrer Horst Bühler vertreten. Der Autor zeigt das am Beispiel der sog. ökumenischen Eucharistiegemeinschaft auf, die sich des Vorwurfs der Interzelebration und Interkommunion ausgesetzt sah. Der Konflikt endete mit dem Eingreifen des Limburger Bischofs Wilhelm Kempf. Letztlich kamen in St. Michael und andernorts die

Aufbruchsbewegungen durch Veränderungen der personellen Konstellationen zu ihrem Ende. Aus Sicht der Frankfurter Katholiken kontrastierte in den 1970er Jahren häufig die eigene Fortschrittlichkeit mit der Rückständigkeit des übrigen Bistums, vor allem aber mit der der Bistumszentrale in Limburg. Belz kann zeigen, wie sich das gewachsene Stadtkirchenbewusstsein und das dort eingeübte Subsidiaritätsprinzip kaum mehr mit dem Handeln der Hierarchie, die die Gesamtheit des Bistums nicht aus dem Blick verlieren wollte, vermitteln lässt.

Restaorative kirchliche Tendenzen treten in Frankfurt nur in den wenigen ersten Nachkriegsjahren hervor, bereits zu Beginn der Fünfziger Jahre ist in der Mainmetropole, wohl auch durch den enormen Wirtschaftsaufschwung bedingt, ein Abbruch der Kirchlichkeit nicht mehr zu verhindern. Reformbemühungen der 1960er Jahre entfalten in den Kerngemeinden Wirkung, das Konzil führt nochmals zu einer Belebung, bleibt aber ein „Teil jener umfassenden Transformationsprozesse“ (443), die sich im urbanen Katholizismus der Zeit nach 1945 mit ihren Aufwärts- und Abwärtstendenzen ereignen. Belz beschreibt, wie die Pfarreien parallel zu deutlichen Säkularisierungstendenzen ihr Angebot enorm ausweiteten, differenzierten und individualisierten. Regelmäßig wurde gerade von Laien diskutiert, was denn das katholische Proprium der Angebote in Jugendarbeit, Liturgie oder Erwachsenenbildung ausmache. Der „binnenkatholische Zusammenhalt“ der unmittelbaren Nachkriegszeit „existierte spätestens nach dem Konzil nicht mehr“ (444).

Die Monographie von Martin Belz ist spannend zu lesen, gut gegliedert und sie greift in ihrer Bedeutung weit über die vier untersuchten Pfarreien hinaus. Das Bistum Limburg sollte nach 1971 mehrfach turbulente Zeiten durchleben, die in Frankfurt jeweils eine eigene Dynamik entwickelten und Auswirkungen auf das gesamte Bistum zeitigten. Die „Pfarreien im Wandel“, noch mehr die Prägung der Stadtkirche in der Nachkonzilszeit lässt erkennen, wo (kirchen-)historische Erklärungen zu suchen sind.

Barbara Wieland

Bernhard Maier

## **Die Bekehrung der Welt**

### **Eine Geschichte der christlichen Mission in der Neuzeit**

München: C.H. Beck Verlag, 2021

448 Seiten m. s-w Abb.

32,00 €

ISBN 978-3-406-77443-0

Der Tübinger Religionswissenschaftler Bernhard Maier hat eine umfassende Missionsgeschichte seit dem 15. Jahrhundert vorgelegt. Allein das Literaturverzeichnis umfasst 53 Seiten!

Die Studie beginnt mit einer knappen Darstellung der Ausbreitung des Christentums in Antike und Mittelalter, geographisch gegliedert, aber immer in der Spannung zwischen „Bekämpfung und Aneignung fremder Religionen“ (22). In zwölf Kapiteln schreitet der Autor dann die Großregionen der Missionierung ab: Lateinamerika und die Karibik, Nordamerika, Indien, Japan, China, die Philippinen und die pazifische Inselwelt, den hohen Norden Europas, Asiens und Amerikas, den Vorderen Orient und Afrika. Einen besonderen Blick richtet er auf Indien, Japan und China im 19. und 20. Jahrhundert. Dabei werden einige Gemeinsamkeiten und Besonderheiten herausgestellt:



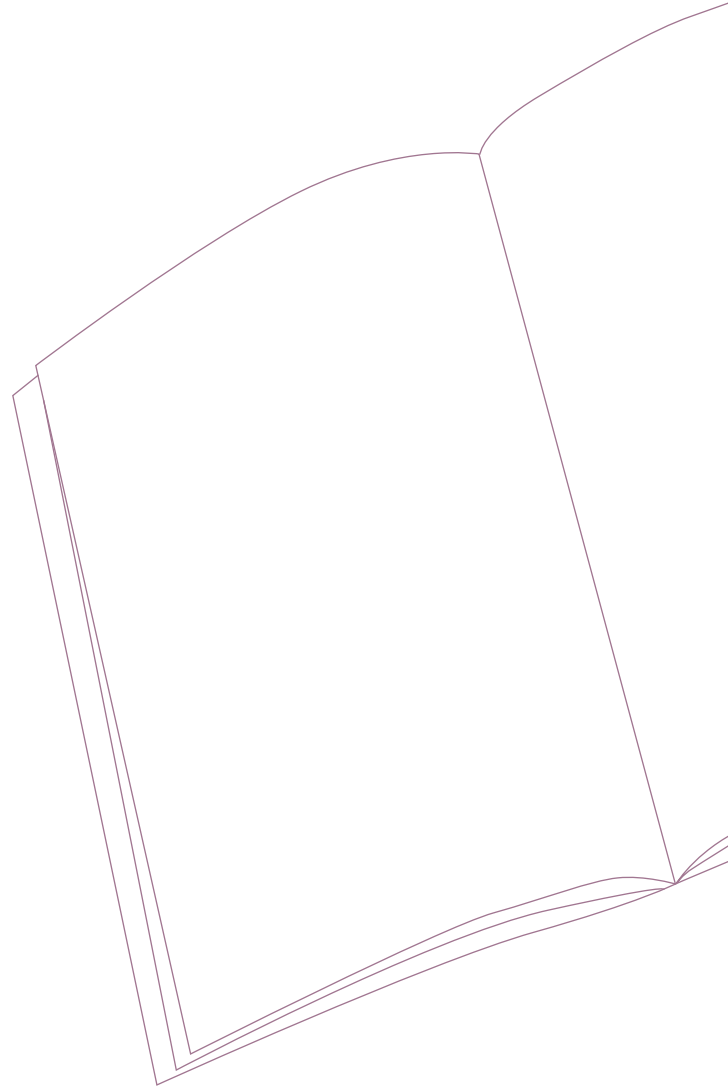
- 1) Mission ist ein überkonfessionelles Phänomen. Die Ausbreitung des Christentums vollzieht sich nicht nur durch katholische Missionare, sondern auch durch protestantische Geistliche unterschiedlicher Konfessionen. Diese stehen in Konkurrenz zueinander; Ökumene findet nicht statt.
- 2) Die Missionare vermitteln den christlichen Glauben in europäischer Prägung, sind aber um die Kenntnis einheimischer Sprachen bemüht. Missionare sind vielfach die Ersten, die Wörterbücher und Grammatiken produzieren und sich um die Hebung des kulturellen Erbes bemühen.
- 3) Mission und Politik gehören eng zusammen. Der Kolonialismus des 16. bis 18. Jahrhunderts und der Imperialismus des 19. und 20. Jahrhunderts sind nicht ohne die Kooperation von Staaten und Kirche(n) zu verstehen. Manches dunkle Erbe muss noch gehoben und aufgearbeitet werden.
- 4) Mission ist keine reine Erfolgsgeschichte. Sie wurde ausgebremst durch die einheimischen Religionsdiener und politischen Machthaber, im Fall der katholischen Mission aber auch durch Missi-

onskonkurrenz der Orden und die leidige Frage, wie weit der christliche Glaube sich inkulturieren könne und dürfe.

- 5) Missionare vermittelten ihre Erfahrungen in die europäische Heimat. Erlebnisberichte, naturwissenschaftliche und medizinische Studien machten die Missionare zu „Kulturvermittlern“ (175).
- 6) Die christliche Mission förderte auch religiöse Reformen und Neugründungen in den Regionen. Das betrifft etwa den Islam, den Hinduismus sowie die japanischen und chinesischen Religions-traditionen. Das „Weltparlament der Religionen“ (Chicago 1893) und die Theosophische Gesellschaft werden von Maier exemplarisch genannt.

So unterschiedlich Religionswissenschaft heute betrieben wird – von einem bewusst ungläubigen Zugang bis zur Verankerung an theologischen Fakultäten –, so sehr fasziniert die christliche Mission, wenn sie im Film präsentiert oder in Museen ausgestellt wird. Wie mit dem kolonialen Erbe im Zeitalter der globalen Entkolonialisierung umzugehen ist, lässt Maier offen. Dabei müssen auch die unterschiedlichen Empfindlichkeiten in den unabhängig gewordenen ehemaligen Missionsländern Berücksichtigung finden.

*Joachim Schmiedl †*



Markus Friedrich  
**Die Jesuiten**  
**Von Ignatius von Loyola bis zur Gegenwart**  
C.H. Beck Wissen

München: C.H. Beck Verlag, 2021

128 Seiten m. s-w Abb.

9,95 €

ISBN 978-3-406-77544-4

Kein Orden der Kirchengeschichte wurde zugleich so glorifiziert und verteufelt wie die Jesuiten. Seit der Gründung war die Gesellschaft Jesu Vor- und Feindbild. Bis heute gibt es diese Polarisierung in Veröffentlichungen. Die Jesuiten sind nicht selten entweder heiligmäßige Streiter für die Kirche oder subversive Dunkelmänner. Da hilft ein nüchterner, historischer Blick. Markus Friedrich hat nach seinem 2016 erschienenen monumentalen Band über die Geschichte des Ordens mit einem Schwerpunkt auf der Frühen Neuzeit (*Die Jesuiten. Aufstieg – Niedergang – Neubeginn*, München: Pieper Verlag 2016) nun in der Reihe „Beck Wissen“ einen knappen Überblick im Taschenformat vorgelegt. Wie der Verfasser zu Beginn erläutert, soll es ohne Apologetik oder Polemik um die historischen Fakten gehen, die Leistungen und Schwächen des Ordens gleichermaßen offenlegen (8).

Zwischen der Gründung durch Ignatius von Loyola und dem heutigen Orden, der mit Papst Franziskus aktuell sogar das Kirchenoberhaupt stellt, liegen verschiedene Phasen, die der Band nachzeichnet. Als Orientierungsmarken dienen herausragende Generaloberer, die die Gestalt des Ordens prägten, wie Claudio Acquaviva, Muzio Vitelleschi, Luigi Fortis, Jan Philipp Rothaen, Włodimir Ledóchowski oder Pedro Arrupe. Auch die Perspektiven der einzelnen Jesuitenprovinzen kommen nicht zu kurz. Herausforderungen, Errungenschaften und Konflikte der jeweiligen Epochen werden so deutlich. Der erste Teil des Bandes widmet sich dem Aufstieg der Bewegung um Ignatius von Loyola, die 1540 die päpstliche Bestätigung erhielt und sich bis ins 17. Jahrhundert zu einer der prägendsten Kräfte der katholischen Konfessionskirche der Frühen Neuzeit entwickelte. Die Bedeutung des Jesuitenordens für die Seelsorgepraxis, das Schulwesen, die Wissenschaft, Literatur und



Kunst im katholischen Europa wird genauso sichtbar wie der Einsatz für die Mission in Nord- und Südamerika, China, Indien und Japan. Zwei Karten im Einband des Buches erleichtern es, den „jesuitischen Boom“ in den ersten 100 Jahren des Bestehens des Ordens nachzuvollziehen. Anhand des Jansenismus- und Ritenstreits des 17. und frühen 18. Jahrhunderts werden antijesuitische Strömungen vorgestellt, die schließlich den Boden für das Verbot des Ordens durch Papst Clemens XIV. im Juli 1773 bereiteten.

Mit der Schilderung der Hintergründe der Wiedenzulassung des Ordens durch Pius VII. im August 1814 beginnt der zweite Teil des Werks, der sich mit der „Neuen Gesellschaft Jesu“ befasst. Friedrich verdeutlicht hierbei, wie das Verbot von 1773 und das Leben im Untergrund über 1814 hinaus nachwirkten und den Anschluss an das Papsttum begünstigten. Die Jesuiten wurden zur Speerspitze des antimodernen, ultramontanen Katholizismus im 19. Jahrhundert – und damit europaweit zum Feindbild säkularistischer und antiklerikaler Kreise sowie Zielscheibe kulturkämpferischer Maßnahmen. Der Einsatz der Ordensleitung für das Ideal einer zentralistischen Papstkirche im Umfeld des Ersten Vatikanischen Konzils (1869-1870) und danach verlangsamte die

positive Auseinandersetzung des Ordens mit der Moderne. Dass es gerade auch unter Jesuiten innovative Denker gab, wird unter Verweis auf Neuansätze im Bereich der Theologie, der Soziallehre, der internationalen Zusammenarbeit und der Seelsorge im 20. Jahrhundert klar. Dass diese bis in die 1950er Jahre oft gegen die römische Ordensleitung erkämpft wurden, wird zumindest erwähnt. Auch der unterschiedliche Umgang der Ordensmitglieder mit den Totalitarismen des 20. Jahrhunderts wird charakterisiert. Ein abschließender Überblick zur jüngsten Geschichte nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) verdeutlicht zudem den Wandel im Selbstverständnis des jesuitischen Apostolats in der modernen, globalisierten Welt.

Markus Friedrich ist eine facettenreiche und gut lesbare Einführung gelungen, die den Einstieg in die Geschichte hinter dem Ordenskürzel „SJ“ ermöglicht. Die vielen Beispiele illustrieren die Entwicklung des Ordens weltweit. Auch dunkle Kapitel der Ordensgeschichte wie die Beteiligung an der Kolonialisierung Lateinamerikas, antisemitische Tendenzen oder die Haltung zum Faschismus in Italien und Spanien werden nicht ausgespart. Die ausgewogene Darstellung räumt mit verbreiteten Klischees auf und zeigt die Vielfalt jesuitischen Lebens auf.

*Michael Pfister*



Kurt Kardinal Koch  
**Wohin geht die Ökumene?**  
**Rückblicke – Einblicke – Ausblicke**

Regensburg: Verlag Friedrich Pustet. 2021  
299 Seiten  
29,95 €  
ISBN 978-3-7917-3244-2

Um den heutigen Stand des ökumenischen Anliegens in der Welt zu beurteilen, bedarf es eines größeren Überblicks. Wer könnte ihn auf katholischer Seite qua Amt besser haben als der jetzige Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen Kurt Kardinal Koch? Es war sicher zu erwarten, dass der Kardinal eine eher konservative Sicht und Einschätzung der Situation vorlegen würde. Das ist auf keinen Fall zu bemängeln. Die Ökumene steht immer in der Gefahr, Einheit zu verkündigen, wo in Wahrheit noch keine besteht. Das für den evangelischen Rezensenten tiefere Problem dieses Buches liegt darin, dass die konservative Sicht der Ökumene sich in der Weise kundtut, dass die katholische Wahrheit als den theologischen Einsichten der anderen Kirchen überlegen angesehen und bisweilen sogar als deren Problemlösung empfohlen wird.

Bei Kardinal Kochs Betrachtung der andauernden Spaltung der Westkirche ist unverkennbar, dass der Autor mit seiner 1988 veröffentlichten Dissertation über die Theologie Wolfhart Pannenberg sich ein gewisses Rüstzeug für das Verständnis evangelischer Theologie zugelegt hat. Pannenberg vertrat eine gewichtige, aber auch sehr eigene und umstrittene Position innerhalb der evangelischen Theologie. Darüber hinaus scheint der Autor – angesichts seiner überreichen Aufgaben verständlich – wenig Zeit für weitere Lektüre evangelischer Theologie gefunden zu haben. Er ist der Meinung, dass „der existentielle Ernst, der beim Reformator Martin Luther hinter der Frage nach der Rechtfertigung stand, weithin keinen Anhalt mehr in der alltäglichen Erfahrung der heutigen Christen hat“ (196). Es trifft zu, dass die Botschaft von der Rechtfertigung keine alltägliche Botschaft unter anderen ist – das war sie auch nicht für Luther. In der evangelischen Theologie ist man allerdings davon überzeugt, dass der von Luther gelebte



und angemahnte existentielle Ernst seiner biblisch begründeten Rechtfertigungslehre höchst aktuell für unsere moderne Zeit bleibt, die an gegenseitigen Verurteilungen und Rechtfertigungsbemühungen wahrlich nicht arm ist. Auch Luthers radikales Bewusstsein der Sünde, seine erschütternde Gotteserfahrung oder der existentielle Schrei nach Gnade, die als Erfahrungen und Themen sich für Kardinal Koch in ihrer bedrängenden Tiefe für uns heute erübrigt haben (198), sind weiterhin Marksteine evangelischen Glaubens. Die biblischen Worte dazu, man denke z.B. an Jesu unerträgliche Verschärfung der Sünde (Mt 5,22), an Petri Sündenbekenntnis (Lk 5,8) oder den Schrei des Psalmbeters nach Gottes Gnade, mögen dem Zeitgeist überspannt und überholt erscheinen, aber haben im Horizont der evangelischen Botschaft nichts an Relevanz für jeden Menschen verloren.

Aus den vielen irreführenden und leichtfertigen Behauptungen Kardinal Kochs greife ich nur noch das Missverständnis des Lutherischen „simul iustus et peccator“ (zugleich Gerechter und Sünder) heraus. Der Autor meint, dass in der Konsequenz dieser lutherischen Formel Gott nicht die Kraft hätte, Menschen in ihrer Tiefe zu heilen (206). Das ist ganz abwegig. Evangelische Christen treten zeit ihres Lebens immer wieder als Sünder vor Gott und empfangen neu Gottes Zuspruch seiner Gerechtigkeit. So wissen sie sich zugleich als Gerechte. Aus Freude darüber fließen aus ihrem Glauben gute Werke und finden konkrete Fortschritte in der Heiligung ihres Lebens statt. Die lutherische Formel beschreibt nichts anderes als die alltägliche Aktualität der fünften Vaterunser-Bitte und der auf ihr liegenden Verheißung.

Nicht nur die evangelische Seite dürfte von diesem Buch unangenehm berührt sein, auch gegenüber den orthodoxen Christen wird unmissverständlich ausgeteilt. Die orthodoxen Kirchen könnten unter bestimmten Umständen den Papst durchaus als primus inter pares akzeptieren, aber nicht seine Rechtsstellung über die Bischöfe der jeweiligen Kirchen. Kardinal Koch identifiziert nun als „ekklesiologisches Kernproblem“ (182) der orthodoxen Kirchen die ihnen innewohnende Tendenz zum Nationalistischen. Die katholische Kirche habe demgegenüber vor allem das Problem, dass sie noch glaubwürdiger den Primat des Papstes kundtun muss. Ist damit nicht offensichtlich, dass es für die orthodoxen Kirchen mit ihren ekklesiologischen Problemen allein die katholische Lösung geben kann, wie der Verfasser im Weiteren nahelegt?

Mit diesen Bewertungen und Ansichten wird die Einheit der Christen nicht gefördert werden können. Dazu bedarf es einer allseitigen Ausrichtung auf Christus, unseren gemeinsamen Herrn, wie auch der Kardinal Koch betont. Doch diese Ausrichtung, wenn sie ernsthaft erfolgt, wird zwangsläufig mit Selbstbescheidung und Demut im jeweiligen kirchlichen Wahrheitsbewusstsein einhergehen müssen. Nur so können die Kirchen der Einheit in Christus näher kommen, die das Ziel der Ökumene ist.

*Jürgen Boomgaarden*

Andreas Stegmann

## **Die Kirchen in der DDR**

**Von der sowjetischen Besatzung bis zur Friedlichen Revolution**

C.H. Beck Wissen

München: C.H. Beck Verlag, 2021

129 Seiten

9,90 €

ISBN 978-3-406-76412-7

Andreas Stegmann stellt in fünf chronologischen Kapiteln einen Überblick über die Geschichte der protestantischen und der katholischen Kirche in der DDR vor, die beide das Feld der etwa dreißig christlichen Religionsgemeinschaften auf dem Gebiet der DDR dominierten (8). Die die Diaspora als ihren Identitätsmarker verstehende katholische Kirche umfasste aufgrund der Fluchtbewegungen nach dem 2. Weltkrieg zunächst etwa ein Zehntel der Bevölkerung der Sowjetischen Besatzungszone / DDR, das rasch jedoch auf ein Zwanzigstel zusammenschmolz. Dem landeskirchlichen Protestantismus waren zunächst vier Fünftel der Bürgerinnen und Bürger der DDR zugehörig. Bis zum Jahr 1990 sank dieser Anteil auf ein Viertel. Unter den Freikirchen stellten mit etwa zehntausend Mitgliedern die Methodisten und Baptisten die größten Gemeinschaften dar. Bis zum Ende der DDR stieg die Zahl der Konfessionslosen von 5 auf fast 70 Prozent der Bevölkerung.

Die zeitlichen Zäsuren zieht Stegmann bis auf das letzte Jahrzehnt der SED-Herrschaft entlang politischer Ereignisse (Gründung der DDR 1949, Mauerbau 1961, Verfassungsrevision 1968). Kapitel 5 („Von der Friedensbewegung zur Friedlichen Revolution 1978-1990“) stellt stärker binnenkirchliche Ereignisse als Zäsur in den Vordergrund, etwa das Spitzengespräch protestantischer Kirchenvertreter mit Honecker (1978); auf katholischer Seite markiert der Tod des Berliner Bischofs Alfred Bengsch 1979 einen Einschnitt, da dieser wesentlicher Referenzpunkt für den Katholizismus seit den 1960er Jahren gewesen war. Seine Amtszeit sieht Stegmann zu Recht nach den turbulenten 1950er Jahren als „von einer Beruhigung im Verhältnis von Staat und katholischer Kirche gekennzeichnet“ (68).



Auch die anderen Epochenmarken stehen größtenteils mit kirchlichen Ereignissen in Verbindung: In den Nachkriegsjahren galt es vor allem für die evangelischen Kirchen, sich neue Strukturen zu geben (EKD, VELKD, EKV). In den katholischen Jurisdiktionsbezirken mit Bistumssitz im Westen Deutschlands – also jenseits der Bistümer Berlin und Meißen – schuf man stabile provisorische Strukturen, die erst in den 1970er Jahren eine De-facto-Herauslösung aus den bundesrepublikanischen Diözesen erforderten, ohne eigenständige Diözesen zu werden. Die Integration der Vertriebenen stellte eine besondere Herausforderung für die Kirchen und die Gemeinden vor Ort dar. Nach einer Phase der realen Not geschuldeten Kooperation in der unmittelbaren Nachkriegszeit schildert Stegmann die repressiven antikirchlichen Maßnahmen, die zwischen Sommer 1952 und 1953 ihren Höhepunkt erreichten. Ziel der Kirchenpolitik sei seither gewesen, die Kirchen aus der Öffentlichkeit zurückzudrängen, die religionskritische und kirchenfeindliche Propaganda zu verstärken, die Zersetzungspolitik der Kirchen von innen („Differenzierung“) zu forcieren und sozialistische Alternativen zu religiösen Übergangsritualen zu schaffen. Das landeskirchliche Bemühen, die Volkskirche

zu sichern, machte zwei gegensätzliche Positionen sichtbar: Der Bischof der Berlin-Brandenburgischen Kirche, Otto Dibelius, plädierte für eine konsequente Abgrenzung zum SED-Staat (47), dem gegenüber man nicht zu Obrigkeitsgehorsam verpflichtet sei. Die Gegenposition vertrat der Thüringer Landesbischof Mitzenheim, der auf „Anpassung und Kooperation“ und den Rückzug der Kirche in den religiösen Bereich setzte, „um dadurch schiedlich-friedliches Nebeneinander von Staat und Kirche zu ermöglichen“ (47f.). Katholischerseits ging man in die Haltung einer politischen Abstinenz.

Die 1960er Jahre waren in den evangelischen Landeskirchen theologisch durch die „Zehn Artikel über Freiheit und Dienst der Kirche“ (1963) geprägt. Gesellschaftspolitisch bedeutete dies eine „Selbstbehauptung gegenüber dem SED-Staat im Dienst der Menschen“ (60). Katholischerseits begann nach dem 2. Vatikanischen Konzil auch in der DDR ein „Jahrzehnt des kirchlichen Aufbruchs“, was – so die kluge Beobachtung Stegmanns – vornehmlich mit dem gesellschaftlichen Klima zusammenhing, das im Westen wie im Osten sich zu ändern begonnen habe (72). Hierfür stehen die in Ausrichtung, Programm und Wirkung sehr verschiedenen Meißner Diözesansynode (1969-71) und die Pastoralynode (1973-75). Weihbischof Joachim Wanke in Erfurt brachte es auf der vielzitierten Formel auf den Punkt, dass es gelte, das Evangelium „auf mitteldeutsch zu buchstabieren“ (74). Die evangelischen Landeskirchen formierten sich seit 1969 im „Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR“ (BEK). Um die Mitte der 1970er Jahre war der zwei Jahrzehnte zuvor noch offen ausgetragene Konflikt zwischen den Landeskirchen und dem SED-Staat weitgehend ausgestanden. Protestantischerseits wurde dies theologisch (!) durch die Formel „Kirche im Sozialismus“ (Synode 1973) ermöglicht. „Der landeskirchliche Protestantismus zog sich nicht auf sich selbst zurück und nahm die Entwicklung zur randständigen Minderheitenkirche hin, sondern beanspruchte auf neue Weise, eine Kirche für das Volk zu sein. Und da die DDR ein sozialistischer Staat war, hieß das, Kirche im Sozialismus zu sein, wenn man Kirche für die Breite Bevölkerung sein wollte.“ (76) Die Freikirchen, denen Stegmann ein kleines Unterkapitel widmet, vollzogen eine wesentlich radikalere Positionierung, indem sie bereit waren, „sich auch auf

den Staatssozialismus einzulassen“ (84). „Zusammen mit den Wirkungen der Synodalrede Heino Falckes 1972 ‚Christus befreit – darum Kirche für andere‘“ attestiert Stegmann einen „Ausweg aus der Sackgasse von Rückzug und Resignation“ (77). Doch dieses „erfolgreiche“ Programm blieb spannungsgeladen (Aus dem Zusammenhang eigentlich überraschend spricht Stegmann von der „Verunklarung der Situation der Kirchen im totalitären Staat“, 81). Als Wendepunkt sieht er die Selbstverbrennung von Pfarrer Oskar Brüsewitz an, die „den scheinbaren Frieden als von beiden Seiten gern gehegte Selbsttäuschung“ erwiesen habe (82).

Katholische wie protestantische Christen engagierten sich seit Mitte der 1970er Jahren in den Themenfeldern Menschenrechte, Friede und Umwelt, so dass eine durch die protestantischen Kirchen ermöglichte und teilweise mitgetragene „alternative Öffentlichkeit“ (89) entstehen konnte, die an sehr konkreten Problemen vor Ort Verbesserungen zu erlangen suchte. Exemplarisch sei auf die ökumenischen Friedensdekaden verwiesen, zu deren Symbol der Aufnäher „Schwerter zu Pflugscharen“ avancierte. Es war ein widerständiges Symbol, das in Schulen, die stark militarisiert worden waren, immer wieder Auseinandersetzungen provozierte. Das christliche Engagement und alternative Gottesdienstformen („Blues-Messen“) ermöglichte neue Allianzen mit nichtkirchlichen Kreisen. Gerade im Hinblick auf die Friedliche Revolution kann diese Öffnung der (protestantischen) Kirche im doppelten Sinn des Wortes der Gemeinden und des Kirchenraumes nicht überschätzt werden. Der „Konziliare Prozess für Gerechtigkeit, Friede und Bewahrung der Schöpfung“ war zwar ökumenisch ausgerichtet, doch überschätzt Stegmann in dieser Frage ebenso wie bei der Friedlichen Revolution das Engagement der in der katholischen Kirche amtlich Verantwortlichen. Katholikinnen und Katholiken gingen als Einzelpersonen auf die Straße, „die revolutionäre Dynamik wurde aber weder von kirchlichen Gremien entfesselt noch von Oppositionsgruppen, die sich zu politischen Parteien erklärten, sondern entstand auf der Straße. Dabei spielten kirchliche Veranstaltungen wie Friedensgebete oder Mahnwachen eine Rolle, indem sie zu Kristallisationskernen der revolutionären Volksbewegung wurden“ (102). Staatliche Stellen suchten im Sommer 1989 die Kirchen als Vermittler

einzuschalten, doch „die massenhafte Infragestellung der SED-Macht lag nicht mehr im Einflussbereich der Kirchen“ (103). Nach der Maueröffnung engagierten sich Christen bei den Runden Tischen und in der im März 1990 frei gewählten Volkskammer und gestalteten so aktiv die beginnenden Transformationsprozesse mit. Hohe Bedeutung erlangten die Kirchen in den Monaten zwischen März und Oktober 1990. Der staatlichen Wiedervereinigung folgte die kirchliche, die in beiden Kirchen – auch hier unterschätzt Stegmann die katholischen Dynamiken – nicht ohne Irritationen, Spannungen und Auseinandersetzungen ablief.

Die bisher geschilderte Verlaufsgeschichte wird von Stegmann gut dargestellt. Er versteht es, die kirchlichen Entwicklungen von gesellschaftlichen Prozessen und theologischen Grundentscheidungen her zu beschreiben. Leider ist seine Darstellung gerahmt von der Vorstellung, man müsse diese Geschichte von dem Begriff (und der dahinterstehenden differenzierten Theorie) des Totalitarismus her entwickeln. Diese Vorentscheidung (im Einleitungskapitel ist sie zudem verbunden mit der Zustimmung zur unsäglichen Bemerkung, die DDR sei nur eine „Fußnote der Weltgeschichte“, 9) führt zu wertenden Beschreibungen, die leider eine Sensibilität für Themen wie Alltag oder religiöse Normalität oder eine Wertschätzung der Diaspora-Theologie o.ä. vermissen lässt. Stegmann verheddert sich dadurch in den Fallstricken politischer Geschichte und ihrer Deutung, die man durchaus auch anders sehen kann. Wer entsprechende interpretierende Passagen einordnen kann, dem sei dieses Buch empfohlen. Es ergänzt das in den Protestantismus sehr gut einführende Werk von Veronika Albrecht-Birkner (Freiheit in Grenzen, Leipzig 2018), das einen anderen Zugang wählt. Für den Katholizismus liegt leider kein neueres einführendes und nicht allzu umfangreiches Werk vor.

Jörg Seiler

Carlo M. Martini

### **Die Flügel der Freiheit**

### **Meditationen zum Römerbrief**

Übersetzt und eingeführt von Johannes Beutler SJ

München: Verlag Neue Stadt. 2021

140 Seiten

16,00 €

ISBN 978-3-7346-1248-0

Im Jahr 2008 leitete der schwer an Parkinson erkrankte Kardinal Carlo Maria Martini ein letztes Mal Exerzitien in Ariccia. Die Meditationen zum Brief des Apostels an die Gemeinde sind sensible Vertiefungen des Glaubens. Das letzte Buch des 2012 verstorbenen früheren Mailänder Erzbischofs wirkt wie das geistliche Vermächtnis eines liebevollen Seelsorgers, demütigen Priesters und weitherzigen Theologen. Martini begleitet sanft und geduldig die Hörerschaft und uns als Lesende heute mit Gedanken und Betrachtungen zum Römerbrief. Er bezeugt die Spuren des Evangeliums und lässt die Frohbotschaft hell aufleuchten. Mit einfachen Worten spricht Martini über die Schönheit des Glaubens. Er ermutigt dazu, sich Gott anzuvertrauen. Dazu erinnert er auch an die letzten Gespräche des heiligen Augustinus und seiner Mutter. In Ostia sprachen sie kurz vor ihrem Tod von der „Schönheit des Himmels“. Leise und diskret scheint in diesen Worten auch der spirituelle Lehrmeister Martini selbst auf. Seine Worte sind lichtreich und durchlässig für die Botschaft Jesu. Unsere Pilgerreise geht himmelwärts. Spuren der Hoffnung sind auch in die Beschwerlichkeiten des Alltags, besonders in die „Augenblicke des Dunkels“, eingezeichnet.





Mit Paulus wendet sich Martini der Gegenwart zu. Er berichtet von pastoralen Visiten, die er selbst unternommen hat. Oft habe er Unmut, Wehklagen und Resignation gehört, von Priestern und Laien. Er erwiderte dann: „Habt ihr denn nichts, wofür ihr Gott zu danken hättet?“ Es gab und gebe Gründe für „Danksagung“. Martini ermutigt die Geistlichen, die ihm zuhören, zu sagen: „Ich danke Gott, dass ihr hier seid, ich danke Gott für euren Glauben, eure Geduld, eure Ausdauer.“ Leserinnen und Leser mögen sich vielleicht fragen: Wofür sage ich Gott Dank? Wofür könnte ich Dank sagen? Und warum tue ich das vielleicht nicht?

Wichtig sei es, nach Heiligkeit zu streben, und ungut, die „Anforderungen der Heiligkeit zu übertreiben“, sowie „absurde, fast heroische Andachtsübungen auf die Schultern der armen Menschen zu legen“. Martini spricht auch von der Erosion des Glaubens: „Die grundlegende Sünde des Menschen besteht immer im Selbstruhm, in der Überzeugung, sich selbst retten zu können, statt Gott die Ehre zu geben, die ihm zukommt.“ Menschen kreisen um sich selbst, ehrgeizig, beflissen und hochmütig. Sie geben Gott in ihrem Leben keinen Raum, werden zynisch, lieblos und aggressiv. Wer Gott aus dem Blick verliert, der verliert sich selbst. Carlo Maria Martini nimmt Paulus als Beispiel, der die Gemeinde in Rom ermutigen und stärken wollte. Der Apostel wurde nicht müde, „überall Samen des Guten auszusäen und der göttlichen Vorsehung das Keimen und die Früchte zu überlassen“. Sind auch wir dazu bereit?

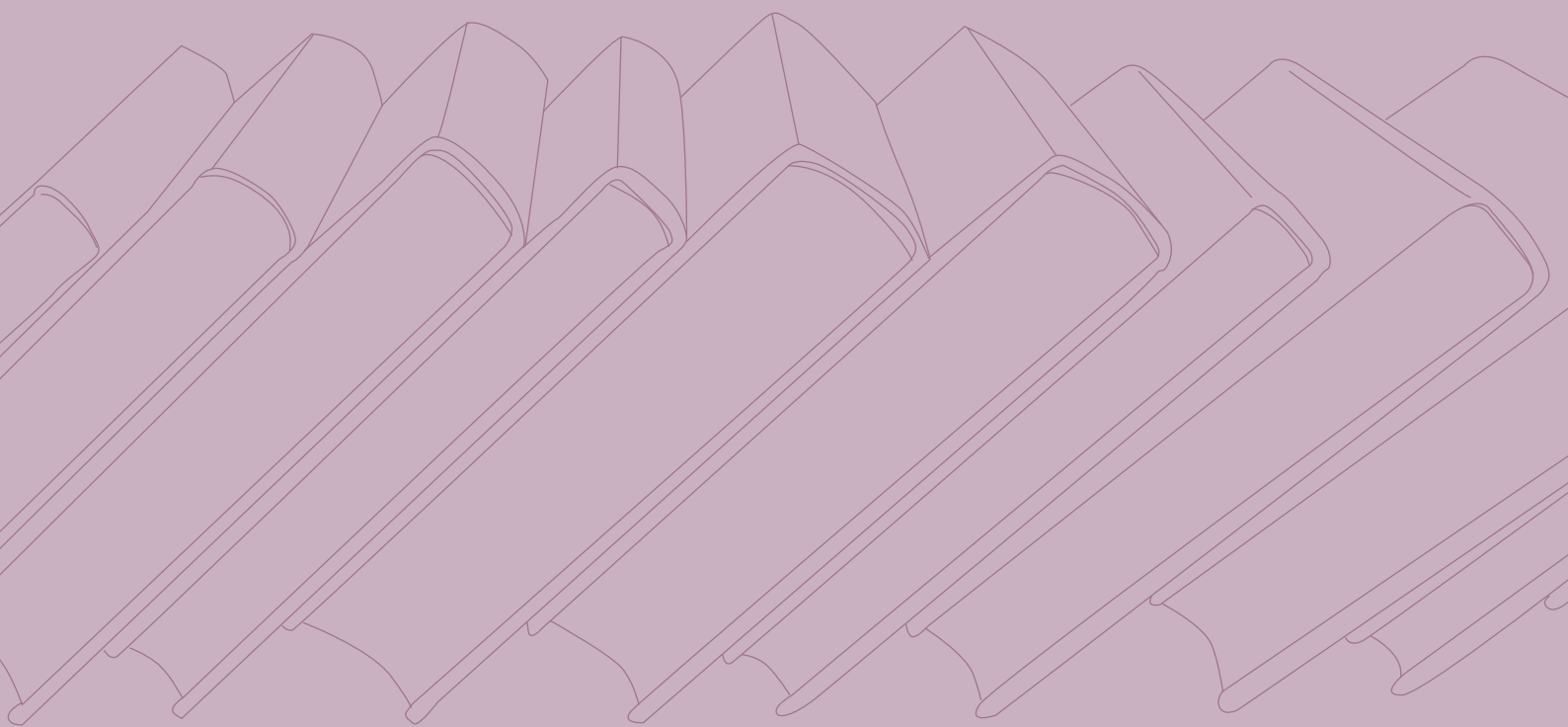
Persönlich bekennt sich Martini zur Schönheit des Gebetes. Eine „vernünftige Grundlage“ dafür habe er nicht: „Ich bete, weil Jesus gebetet hat; ich bete, weil der Herr uns zum Gebet einlädt; ich bete, da das Gebet ein Geheimnis ist, das man vernünftig nicht erklären kann. Das Gebet versetzt uns in das Herz Gottes, in den Sinn Gottes, es erweitert die Dimension des Geistes. ... Im Gebet fließen gelegentlich Tränen. Diese Tränen sind gesegnet wie eine Taufe.“

Ein betender Mensch sei auf dem Weg in die „Freude des Herrn“. Carlo Maria Martini hat daran geglaubt. Diese berührenden Meditationen berichten von guten und zugleich oft nicht einfachen Wegen mit und zu Gott – gestern und heute.

*Thorsten Paprotny*



# — KUNST / LITERATUR



Karl Josef Kuschel / Shahid Alam

## **Goethe und der Koran**

**Texte von Johann Wolfgang von Goethe**

**Kommentar von Karl Josef Kuschel**

**Kalligrafien von Shahid Alam**

Ostfildern: Patmos Verlag, 2021

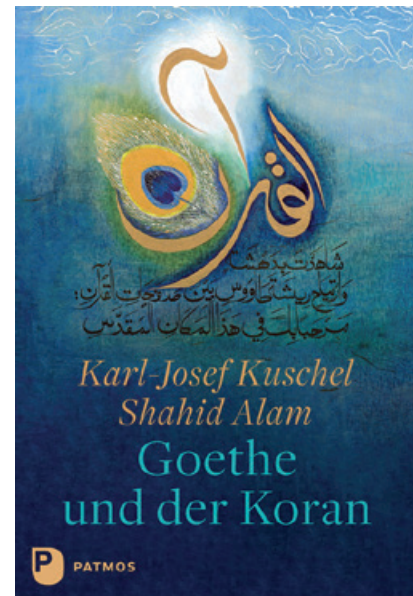
432 Seiten m. farb. Abb.

49,00 €

ISBN 978-3-8436-1246-3

Seit Katharina Mommsens Buch „Goethe und die arabische Welt“ von 1988 ist Karl Josef Kuschels Werk ein zweiter Versuch, in einer Monografie Goethes Verhältnis zur Welt des Orients zu erhellen. Als ausgezeichnete Kenner des interreligiösen Dialogs legt Kuschel den Akzent auf Goethes Beziehung zum Propheten Mohammed und zum Koran, während der allgemeine kulturhistorische Horizont am Rande bleibt.

In einem ersten Teil des Buches stellt Kuschel sämtliche Texte zusammen, die der Dichter innerhalb eines halben Jahrhunderts, von 1772 an bis zur endgültigen Gestalt des „West-östlichen Divans“ 1827, mit Anspielungen auf den Koran und auf den Propheten des Islams geschaffen hat. Die frühesten Zeugnisse sind Auszüge aus dem Koran, die Goethe überwiegend aus D. F. Megerlins Koran-Übersetzung „Die türkische Bibel“ von 1772 übernommen hat; einiges geht auf eine lateinische Koran-Version von 1721 zurück, ein Zeichen, wie umsichtig schon der junge Goethe die Koran-Rezeption im Abendland aufnahm. Die Texte sind vorsichtig modernisiert und vollständig, wie ein Vergleich mit jüngeren textkritischen Goethe-Ausgaben zeigt. Es folgen sodann die drei Fragmente der „Mahomet“-Tragödie aus derselben frühen Schaffenszeit des Dichters: Mahomets Hymnus an den „allliebenden“ Gott, sein Dialog mit seiner Pflegemutter Halima, der Wechselgesang von Ali und Fatema. Anschließend gibt Kuschel Goethes Erläuterungen zum geplanten „Mahomet“-Drama wieder, die allerdings erst mehr als vierzig Jahre später entstanden sind und gedruckt wurden. Der „West-östliche Divan“ ist mit 32 Gedichten mit Koran- oder Islam-Bezug sowie einem aus den Paralipomena zu dem Zyklus vertreten. Umfangreiche Aus-



züge aus dem Prosateil des „Divans“ ergänzen die Gedichtauswahl. Ankündigungen und Selbstzeugnisse Goethes bilden den Abschluss des Textteils, so dass dem Leser ein erschöpfendes Kompendium der sämtlichen Äußerungen des Dichters zum Thema geboten wird. Wer bei Kuschel eine vollständige Analyse des „West-östlichen Divans“ sucht, wird allerdings enttäuscht werden. Aus dem „Buch Suleika“, dem zentralen und umfangreichsten Buch des Zyklus, hat der Verfasser nur ein einziges Gedicht aufgenommen: offenbar sieht er keine Wege von der Liebe zwischen Hatem und Suleika zur religiösen Welt des Koran oder des Islam.

Das Kernstück des Buchs ist der zweite Teil, in dem der Verfasser die Texte kommentiert und deutet. Besonders interessant sind hier die Passagen, die den Einfluss von Johann Gottfried Herder auf Goethes Koran-Verständnis von dessen Straßburger Studienzeit an behandeln, ein Einfluss, der Goethes Islambild dauerhaft mitbestimmt. Herder ist hier noch wichtiger als Lessing, der im Übrigen in dieselbe Richtung einer positiven Bewertung des heiligen Buchs der Mohammedaner und des Propheten Mohammed weist. Die Gegenpositionen vertreten

auf theologischer Seite die Orthodoxen jeder Couleur und der Aufklärer Voltaire mit seiner Tragödie „Le Fanatisme ou Mahomet le Prophète“ von 1739, die Goethe entgegen seinem eigenen Mohammedbild auf Anordnung seines Herzogs 1799 in Weimar auf die Bühne bringen muss. 1772/1773 unternimmt Goethe den Versuch eines Mahomet-Dramas, das Kuschel im Kontext der Sturm und Drang-Poetik des Dichters deutet, und infolgedessen weniger theologisch um Verkündigung eines strikten Monotheismus bemüht, als vielmehr philosophisch, genauer: spinozistisch durchwirkt: „An jeder stillen Quelle, unter jedem blühenden Baum begegnet er mir in der Wärme seiner Liebe.“ Besonders bedenkenswert ist der Versuch, anhand des Plans von 1814 der dialogischen Hymne von Ali und Fatema ihren Platz in dem Stück zu geben: im 4. Akt, unmittelbar vor der Peripetie, vor der Katastrophe des Propheten, mit der das Drama eine entscheidende Wendung nehmen sollte. Die Korruption durch ungezügelter Machtstreben verdrängt die ursprünglichen reinen Absichten, bis sich am Ende die edlen Gesinnungen doch durchsetzen. Kuschel interpretiert die Handlung des Stücks als Zeugnis für Goethes zunehmend kritische Haltung gegenüber den Ansprüchen von Prophetengestalten, wie sie Lavater und Basedow verkörpern, und führt dafür überraschenderweise die Geschichte von Aufstieg und Fall Napoleon Bonapartes ins Feld, die Goethe hautnah miterlebt habe. „Doch so viel tröstender war mir die Lehre, dass Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt“ – dieser Satz aus Lessings „Nathan der Weise“ nimmt Goethes Haltung gegenüber den drei abrahamitischen Religionen, auch gegenüber dem Islam, vorweg. Obwohl der Dichter sich „vom Streit der Schulen und Katheder“, wie es im „Divan“ heißt, fernhalten will, hat er sich doch gründlich und unter Heranziehung der zu seiner Zeit besten Quellen mit der Theologie des Islam vertraut gemacht. Kuschel übersieht auch nicht, dass Goethe den Koran recht selektiv aufnimmt und die darin formulierten Rechtsnormen, die den Kern der Scharia bilden, übergeht. Es ist eine besondere Stärke von Kuschels Buch, dass es das herausarbeitet; es kommt zumal den Deutungen von Gedichten aus dem „Divan-Buch des Paradieses“ zugute.

Der dritte und letzte Hauptteil des Buches hat im Wesentlichen Appellcharakter und dringt auf eine zu praktizierende Toleranz der Religionen in versöhnter Verschiedenheit. In dieser Hinsicht ist nach Kuschel Goethe auch heute noch vorbildlich. Eine Zeittafel, ein umfassendes Literaturverzeichnis und ein Personenregister beschließen den Band, den man nicht ohne Gewinn sowohl für das Goethe- als auch für das Koran-Verständnis aus der Hand legt.

15 freigestellt wiedergegebene farbige Kalligrafien von Shahed Alam erscheinen dem des Arabischen unkundigen europäischen Auge zunächst als bibliophiles Ornament. Anhand von Kuschels Erläuterungen erweisen sie sich jedoch als integraler Bestandteil eines interreligiösen Dialogs, indem hier Textelemente aus Altem und Neuem Testament, aus dem Koran und sogar aus Goethes „West-östlichem Divan“ ineinandergewirkt sind und im Medium der Kunst miteinander kommunizieren.

*Christoph Perels*

Sergio Ramirez

**Sara**

**Roman**

Aus dem nicaraguanischen Spanisch von Lutz Kliche

Zürich: edition 8. 2021

214 Seiten

21,80 €

ISBN 978-3-85990-415-6

Sergio Ramirez bringt, wie bereits der Buchtitel verspricht, aus der Perspektive der Ahnfrau Sara alle wichtigen Stationen ihrer Lebensreise mit Abraham zur Sprache. Jedoch schwingt in Saras biographischem Erzählen stets Rebellion gegen ihren Mann und seinen Gott mit, da er niemals die Anordnungen des Höchsten hinterfragt. Der Autor versteht es, die biblischen Textvorlagen um Fiktives, kulturhistorisch Erforschtes zum Alltag der Ahneltern zu erweitern. Er erzählt in der für lateinamerikanische Schriftsteller urtümlichen Farbigkeit und einer zuweilen dem Phantastischen zuneigenden Fabulierfreude. Bisweilen kommentiert sein auktorialer Erzähler mit unterschwelligem Humor das Geschilderte und verknüpft es mit weiteren biblischen Geschichten bis hin zu Leben und Sterben Jesu von Nazareth. Der Erzähler kritisiert das lineare Zeitverständnis, denn für ihn ist in dem, was gerade geschieht, Vergangenes und Künftiges enthalten. Daher bleibt die Lektüre des Romans auch für den biblisch Kundigen kurzweilig und von Anfang bis Ende unterhaltsam.

Sara wird wie in der Bibel, so auch im Roman, von Beginn an mit dem Makel der Unfruchtbarkeit vorgestellt. Im alttestamentlichen Buch Genesis Kapitel 11, das die Genealogie von Sem bis Abraham auflistet, heißt es wenig hoffnungsvoll von Sara: „Da nahmen sich Abram und sein Bruder Nahor Frauen. Abrams Frau hieß Sarai ..., aber Sarai war unfruchtbar“ (vgl. Gen 11,29-30). In der Bibel tritt Sara nach erstmaliger Erwähnung namentlich erst wieder bei der Ägypten-Reise auf. Für den Romanschriftsteller ist Sara keinesfalls die Stumme, die widerspruchslos ihrem Mann folgt. Von den ersten Zeilen an ist sie eine Kämpferin, die mit dem Gott Abrahams ringt, eine Gottesstreiterin wie ihr Enkel Jakob, der nach dem Kampf mit dem Engel Gottes am Jabbok (Gen 32,29), den Ehrentitel



Israel erhält. Sara ringt nicht nur mit Gott, den sie „Zauberer“ nennt, sondern auch mit der Gottesbeziehung ihres Mannes. Mit dem Begriff „Zauberer“ artikuliert Sara einerseits die stets variierenden Erscheinungsformen Gottes wie auch ihr Ausgeliefertsein. „Der Zauberer hatte alle Macht darüber, ob sie Kinder bekäme oder nicht. Sie war seine Gefangene.“ In spöttischem und wenig ehrfürchtigem Ton gibt der Autor die Wahrnehmung Saras wieder, wenn sie beobachtet, wie Abraham sich dem für sie Unbegreiflichen unterwirft: „Abraham, [der] auf die Knie fiel, kaum dass er seine [des Zauberers] Stimme hörte, als habe er einen Faustschlag ins Genick bekommen.“ Ramirez gelingt es durch den trotzig Erzählten seiner Protagonistin, dass Lesende seines Romans die Perspektive patriarchaler Dominanz biblischer Narration reflektieren. Im Gegensatz zu ihrem Mann Abraham ist die Ahnfrau nie Adressatin der Gottesrede. „Nie sprach er zu ihr, nie bat er um eine Unterredung oder erschien ihr im Traum.“

Für Ramirez ist Saras Empörung berechtigt. Im Buch Genesis Kapitel 18, das den Besuch der drei Engel bei Abraham in Mamre schildert, spricht Gott erst- und einmalig zu Sara, wegen ihres Lachens als Reaktion auf seine Kindesverheißung. Der Romanautor beginnt die Erzählhandlung mit ebendiesem Besuch der drei Engel und Saras Unmut gegen deren überfallartiges Erscheinen. „Jetzt ist der Zauberer auch noch auf die Idee gekommen, drei auf einmal zu sein, schimpfte Sara.“ Der Autor bezieht sich auf exegetische Forschung, die in diesem alttestamentlichen Kapitel auf den irritierenden Wechsel zwischen dem Plural „die Engel Gottes“ und dem Singular „Engel JHWHs“ (als Bezeichnung für Gott selbst) hinweist. Das in der Kunstgeschichte und Ikonenmalerei beliebte Motiv des Engelbesuches bei Abraham in Mamre (als Vorgriff auf ein trinitarisches Gottesverständnis) nimmt Ramirez in Saras Schilderung der schönen Himmelsgestalten auf. Die jenseitigen Wesen erscheinen ihr als geschlechtslose, androgyne Schönheiten. „Als sie [die Engel] näher kamen, sah Sara, dass es sich um zarte Jünglinge mit sanften Augen handelte, die nicht einmal einen Anflug von Bartflaum zeigten ... Ihren Gesichtern und langen Mähnen nach zu urteilen hätte man sie für genau gleich aussehende Mädchen halten können.“ Aber die Sara des Romans erstarrt nicht vor Ehrfurcht, bewirtet auf Geheiß ihres Mannes die Gäste, jedoch ohne die Sorgfalt einer um das Wohl der Besucher bemühten Gastgeberin. Saras Lachen als Kern der biblischen Mamre-Erzählung ist im Roman keinesfalls Ausdruck gelöster Freude, sondern „eine Art spöttisches Schnauben, das ungläubige Verachtung erkennen ließ. Hohngelächter“. Zu lange schon fühlt sie sich von dem „Zauberer“ hingehalten mit dem Versprechen auf Nachkommen. Sara ist wahrhaft eine Tochter Evas, die sich gegen Gottes Weisungen stellt, sogar bei Abrahams Opfergang eingreift und ihren Sohn rettet (in der biblischen Version ist der Retter Isaaks ein Engel).

Ramirez ist es gelungen, durch seine Schilderung der Erzeltern Abraham und Sara den in jedem Menschen möglichen Zwiespalt durchlebter Gottesbeziehung zur Sprache zu bringen: Phasen unerschütterlichen Glaubens, wie er dies durchweg Abraham zuschreibt, aber auch Phasen bitteren Zweifels bis hin zur Aufruhr gegen Gott, wie in der Figur der Sara angelegt. Die beim Lesen sich einstellende Identifikation mit der Romanheldin ist daher nicht verwunderlich. Ramirez gestaltet sie in der Ehrlichkeit ihrer nicht nachlassenden lebenslänglichen Auseinandersetzung mit Gott. Am Ende ihres Lebens lässt Ramirez sie noch auf dem Sterbebett mit dem für sie Unbegreiflichen streiten, ob er nicht doch nur eine Kopfgeburt der Menschen sei, worauf Gott ihr antwortend seinen Namen offenbart: „Ich bin der, der ich bin“ (vgl. Exodus 3,14; Erscheinung JHWHs vor Mose im Dornbusch).

*Marie-Luise Reis*



Helga Schubert  
**Vom Aufstehen**  
**Ein Leben in Geschichten**

München: dtv Verlagsgesellschaft. <sup>14</sup>2021

222 Seiten

22,00 Euro

ISBN 978-3-423-28278-9

Die letzte und titelgebende der 29 Geschichten des neuen Buches von Helga Schubert „Vom Aufstehen“ war bereits zu einem Stück Literaturgeschichte geworden, als das gleichlautende Buch im vergangenen Jahr erschien: 40 Jahre nachdem die Schriftstellerin und Psychologin vom DDR-Regime daran gehindert worden war, einer Teilnahme am jährlichen Wettbewerb um den hoch angesehenen Ingeborg-Bachmann-Preis zu folgen, wurde sie als 80-Jährige 2020 erneut nach Klagenfurt eingeladen und ging als Siegerin hervor – mit eben dieser anrührenden, lakonischen Schilderung, die um die Schmerzpunkte ihres Lebens kreist.

Dabei sind die biographischen Auswirkungen des sozialistischen Totalitarismus, die minimalistisch, hoch präzise skizziert werden, gleichsam im äußeren Kreis der Leiderfahrungen angesiedelt, im Kern aber erschüttert eine von Beginn an gestörte Mutterbindung. Erst der Tod der über hundertjährigen Mutter, den die Autorin mit 76 Jahren erlebte, ermöglichte ihr einen literarischen Zugang; ein solches Schreiben empfindet sie wie „eine Brücke ohne Geländer über den Abgrund, über die der Schreibende allein balanciert“ (128).



Konsequent beginnen die in Ich-Form verfassten Stücke am Ort der Wärme und Geborgenheit im Garten ihrer Großmutter („Mein idealer Ort“), der Mutter ihres bereits im Zweiten Weltkrieg gefallenen Vaters, bei der sie jeden Sommer ihre Ferien verbrachte. Lockere Assoziationen öffnen bruchstückhaft ganz sinnliche Aspekte von Erlebnissen aller Lebensphasen, in denen vor allem Gerüche – von Obst und Lavendel etwa – eine große Rolle spielen („Der Duft meines Lebens“). Immer aber verweist die „lakonische Darbietung der Realien“ (Maike Albath) auf die Komplexität der mit ihnen verbundenen, durch sie sprechenden emotionalen Ebenen und weiterreichenden Hintergründe. Das Aufwachen des Kindes mit den Sprüchen der Mutter („Auf, auf, sprach der Fuchs zum Hasen, hörst Du nicht die Hörner blasen?“, 201), das Aufstehen aus dem wohligen Bett der schon alt gewordenen Frau („Gleich werde ich mich aufrichten, auf meine Bettkante setzen, in die Hausschuhe schlüpfen,[...] das Sauerstoffgerät ausschalten und wegrollen“, 215), das Wachwerden in der Hängematte der Großmutter – unpräzises



Weiterleben als ein Aufstehen gegen die Resignation, die hier niemals so genannt wird, steht stillschweigend neben vielfachen Bezügen zu Ostern als dem Fest der Auferstehung, auf das sich die Erzählerin etwa in Fastenkuren vorbereitet. Der aus Interviews bekannte christliche Glaube der Autorin, den sie entgegen ihrer Sozialisation in Familie und Gesellschaft entwickelte, entzieht sich weitgehend deskriptiven Passagen, tritt aber in Liedtexten und Gebetsfetzen entgegen, wie sie auch die atheistische Mutter aus ästhetischen Gründen integrierte. Eine stille, durch deutliche Pausenelemente vermittelte Zuversicht mitten in heftigster Demütigung prägt die Haltung aller Miniaturen, in denen das Trauma fortdauernder Abwertung der Liebesbeweise des Mädchens – wie beispielsweise die Ablehnung einer selbstgemachten Kette durch die Mutter – immer wieder zur Sprache kommt. In „Eine Wahlverwandtschaft“ (131ff) bildet der Text die verzerrten Rollenzuweisungen der Mutter sprachlich ab, etwa indem sich die Ich-Erzählerin selbst in die dritte Person setzt, ihr Mann, ihr Kind und ihre Enkelkinder jeweils in der von der Mutter projizierten Rolle erscheinen; das irritiert beim Lesen und lässt die erlebte Irritation wie in einer Familienaufstellung unmittelbar mitempfinden: „Ja, ihre Tochter: Sie war meiner Mutter fremd geblieben. [...] Meine Mutter sagte versehentlich immer öfter Mutti zu ihrer Tochter, denn so hatte sie ihre Schwiegermutter immer genannt.“

Dem Deutschlandfunk gestand die Autorin, sich zu Lebzeiten nicht mit der Mutter versöhnt zu haben – eine intellektuelle, immer beschäftigte Frau, in der Krieg, Flucht und Verlust eine seelische Störung ihrer Bindungsfähigkeit und eine erst mit den Urenkeln auftauende Kälte hinterließen. Nach ihrem Tod aber erkennt die Erzählerin, dass die stets über ihre Verhältnisse lebende Mutter ihr doch einen Schatz vererbt hat: Dieser besteht nicht nur in einer Fülle von Büchern und Dokumenten, sondern einer ex negativo provozierten ständigen Wachsamkeit und Bewusstseinschärfe, die der Mangel an Geborgenheit positiv verwandelt mit sich brachte: Vielleicht half das Leben mit dieser Ambivalenz, sich gegen die vielfältigen Korruptionversuche des SED-Staates zu „imprägnieren“. In ihrer Stasi-Akte las sie 1990, dass es unmöglich gewesen sei, einen Inoffi-

ziellen Mitarbeiter in ihrem Umfeld zu installieren, da alle ihr nahekommenden Personen selbst unter Beobachtung (d.h. unter Verdacht oppositioneller Bestrebungen) gestanden hätten – nach dem Ende des repressiven Systems eine Adelung ihrer sorgfältig ausgewählten Kontakte! Die berühmte, staatsnahe Christa Wolf vermittelte Helga Schubert in den 1970er Jahren ein Haus in unmittelbarer Nachbarschaft, konnte die in ihren menschlichen und religiösen Bindungen fest verwurzelte Literatin, die bereit war, einen öffentlichen Bedeutungsverlust hinzunehmen, jedoch nicht zur politischen Anpassung bewegen.

Mit sozialpsychologischem Scharfsinn wandte sich Helga Schubert mittels des eigentlich amerikanischen Genres der „Faction“ früh den Themen Denunziation (in „Judasfrauen“, 1990) und politisch motivierten Morden durch Euthanasie („Die Welt da Drinnen“, 2003) zu. Sie kam zu dem Schluss, dass die Diktatur Menschen ihres Schutzes beraubt, zu Tätern zu werden. Schubert war Sprecherin des Runden Tisches und begrüßte 1990 die Wiedervereinigung durch Beitritt zur Bundesrepublik – auch die Zeithistorie ist Teil des unpathetischen „Lebens in Geschichten“ einer tief überzeugten Demokratin. Die Autorin hat sich entschlossen, schreibend „aus der schützenden unverbindlichen Verschlossenheit herauszutreten“ und sich der Erkenntnis zuzuwenden, dass „nichts unwichtig [ist], wenn ich es nur genau genug betrachte“ (129): „Aber dazu gehören das Hinsehen und das Erschrecken, dass in der Welt der Menschen nichts einfach gut oder böse ist, dass jeder, auch die, die schreibt, gut und böse ist, erschöpft und wach, verzeihend und nachtragend, hasserfüllt und liebend, verletzend und verwundbar.“

Rita Anna Tüpper

Wolf Biermann  
**Mensch Gott!**  
Bibliothek Suhrkamp

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2021

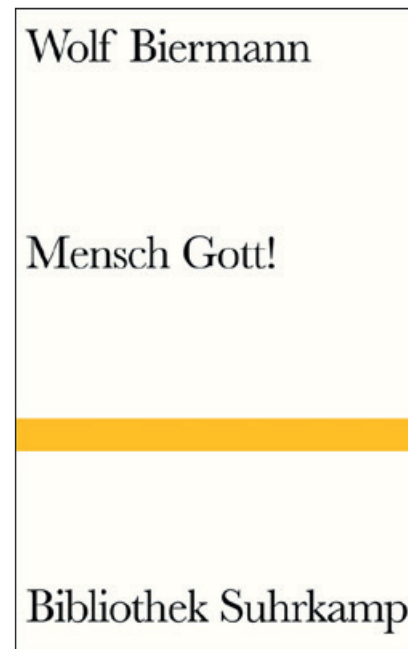
192 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-518-22523-3

In seinem literarischen Werk kommt Wolf Biermann immer wieder auf Gott zu sprechen. Pünktlich zu seinem 85. Geburtstag sind in der renommierten Bibliothek Suhrkamp Lieder und Gedichte zur Gottesthematik von den 1960er Jahren bis in die jüngste Gegenwart erschienen, die, in acht Abschnitte aufgeteilt, von erhellenden biografischen Vorbemerkungen eingeleitet werden. Um einen Eindruck von der poetischen Verve dieses Sprachschöpfers zu bekommen, soll er ausführlich selbst zu Wort kommen. Vergewärtigen wir uns zunächst einige Stationen seines Lebens, um seine pointierten Aussagen zu Gott und Mensch biografisch kontextualisieren zu können.

Geboren wurde der Dichter in Hamburg am 15. November 1936 „in einer jüdischen Kommunistenfamilie“ (13). Die Mutter Emma war Maschinenstrickerin und „strenggläubige Atheistin“ (13), der Vater Dagobert ein jüdischer Proletarier; beide kämpften in der Kommunistischen Partei gegen den Nationalsozialismus. Während der jüdische Vater im Zuchthaus sitzt, lässt die atheistische Mutter den kleinen Wolf im Sommer 1939 taufen (groteskerweise von einem Pastor der Deutschen Christen): „Ich bin als ein halber Jude und als ein halber Goj in diese Welt geraten“ (174; vgl. 187). Als Kommunist wurde sein Vater mehrmals eingesperrt, als Jude in Auschwitz 1943 ermordet. Ihm fühlt sich der Sohn zeitlebens verpflichtet und widmet ihm etliche Texte.



Wolf Biermann beschreibt den Kommunismus als eine „gottlose Religion“: „Nach dem Kriege wurde ich in der kommunistischen Kirche konfirmiert. Der heilige Karl Marx war unser lieber Gott. Und Stalin war sein Prophet.“ (13; vgl. 168) Mit der „Flucht“ in das „Arbeiter- und Bauernparadies“ (79) 1953 beginnt für den aufsässigen Poeten ein von schwerer „Gewissensnot“ (103) begleiteter heftiger Kampf mit Partei und Staat, der 1976 zu seiner Ausbürgerung aus der DDR und 1983 zum endgültigen Bruch mit dem „eingeborenen Kinderglauben“ (13, 173; vgl. 77) führt: „Erst in den fremdvertrauten Freiheiten der Demokratie begriff ich, daß jeder Versuch, das Himmelreich auf die Erde zu zwingen, die Menschen unentrinnbar in immer tiefere Höllen zwingt.“ (13) Welches Verständnis von Gott und Mensch vertritt Biermann?

Dem elterlichen Atheismus ist er immer treu geblieben. Auf der Linie von Ludwig Feuerbach begreift er Gott als eine menschliche Projektion, was in den Gedichten „Religionsunterricht“ (2003) – „Wer aber schuf Gott? – Du, das ist klar: / Den hat ja der Mensch erschaffen.“ (130) – und „Gendergottloses Glaubensbekenntnis“ (2020) – „Mein Gott ist halt 'ne Göttin: stark, schwach, sanft und wild / Sie schuf mich, treu nach meinem eignen Menschenbild“ (163) – unmissverständlich formuliert ist. Daraus zieht Biermann keineswegs die Konsequenz, den Glauben an Gott als Irrglauben zu bekämpfen, denn er ist überzeugt: „Gott ist unser edleres Ebenbild“ (130), unser „ethischer Sextant“ – „Der Mensch darf kein Schweinehund sein“ (172) – und Träger unserer „schmerzlichsten Erfahrungen und kühnsten Hoffnungen“ (17), dem wir auf unserem Weg, bessere Menschen zu werden, ähnlich werden sollen.

„Es ist ganz gleich, woran du glaubst“, „Schnurzippe“, heißt es in Biermanns „Credo“ (2001), ausschlaggebend ist vielmehr das Wie, dass nämlich der gelebte Glaube, nicht von „Krampf und giftdurchtränkte[m] Eifer“, sondern von Lachen und Gelassenheit getragen wird (90f). So waren ihm aufrechte Christen Verbündete im Kampf gegen den Stalinismus der DDR und es waren Christen, die 1980 in Polen auf Seiten der Solidarność stritten: „Besser mit Gott im Herzen / Besser mit der Schwarzen Madonna / Revolution gemacht / Als mit Marx im Arsch und zum Hohn / – die Konterrevolution“ (116).

In einem weiteren, im Buch nicht eigens erwähnten Punkt ist der Liedermacher sicherlich auch dem Glauben seiner Eltern treu geblieben, dem grundlosen Glauben an den Menschen: „Ich bin nicht so verrückt an Gott zu glauben – ich / Bin noch verrückter, denn ich glaub an sein Geschöpf“ (42). Mit dieser Brille wirft der Dichter einen illusionslosen Blick auf den Menschen und die von ihm ge-

staltete Welt: Schreckliche Naturkatastrophen, heißt es im Gedicht „Größe des Menschen“ (1967), „sie alle übertrifft der Mensch / in seiner Zerstörungskraft“ (45) und selbst der „Arme[ ] Teufel“ (1989) muss erkennen: „Ich will die schlimmste Strafe: Ich will / Ein Mensch unter diesen Menschen sein“ (129). Das ist freilich nur die eine Seite von Biermanns Anthropologie, denn zum Menschen hört noch viel mehr: In Auseinandersetzung mit dem „radikalen Negativist“ (27) Emil Cioran heißt es in dem Gedicht „Melancholie“ vom Frühjahr 1989: „wer hoffnung predigt, tja, der lügt. doch wer / die hoffnung tötet, ist ein schweinehund“ (34, vgl. 42). Melancholie, „der lebendig gelebte Widerspruch zwischen Lebenslust und tiefstem Schmerz“ (31f), bildet den Grundton seines Lebens. Gegen tiefe Traurigkeit hilft ihm Johann Sebastian Bachs 21. Kantate (139-147). Zudem setzt er „auf die sanfte Gewalt / der Vernunft“ (114) und preist die Liebe zu Frau und Kind. Menschen scheitern: „scheiter / aber scheiter immer besser“ (95) lautet die Maxime. Der nun alte, lebenssatte Biermann, der „genug gesehn“ (159) hat, reimt in den „Zahlenspielen mit George Orwell“ (2020): „Ich Wolf bin hundemüde – mein Lieber – und krepier / Bald geht's mir besser: auf Brechts Wolke neben dir.“ (117)

Biermann ist sich der radikalen Endlichkeit der menschlichen Existenz bewusst und kann als überzeugter Atheist nicht daran glauben, dass ein Gott sie wirklich überwinden wird. Dennoch sieht er in der „Schwindelstory über die himmlische Auferstehung ... [des] Rebbe aus Nazareth ... die wahrhaftigste Wahrheit des Evangeliums.“ (119) Die Auferstehung Jesu ist ihm „Gleichnis“ oder „Metapher“ „für die unverwüstliche Hoffnung aller elenden Menschen auf den endlichen Triumph über die Finsternisse“ (119). Deshalb lässt er seinen in Auschwitz getöteten Vater in seinen Liedern auferstehen (176, 192), deshalb schreibt er für den Bürgerrechtler Jürgen Fuchs ein wunderbares zweistrophiges

„Totenlied“ (1999). Seine Auferstehungshoffnung kleidet der Dichter in Paradoxa: „Im wunderschönen Monat Mai / Als alle Knospen sprangen / Da ist mein Freund den letzten Weg / Nach Nirgendwo gegangen / Dort wartet er nun ohne Hast / Auf mich. Mir kann er trauen: / Ich komme nach! Dann warten wir / Auf unsre lieben Frauen“ (70). Biermann errichtet dem Freund nicht nur ein Epitaph aus Worten, seine Reime sind darüber hinaus eine innerweltliche – poetische – Form der Überwindung menschlicher Endlichkeit.

„Mensch Gott!“ bietet in über siebenzig Gedichten lebensgesättigte Literatur, die zu denken gibt – nicht zuletzt im Religionsunterricht.

*Thomas Menges*

Georg Langenhorst  
**Altes Testament und moderne Literatur**  
**Motive, Stoffe, Figuren, Formen**  
**Bibel & Literatur Band 4**

Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk.2021  
268 Seiten  
26,95 €  
ISBN 978-3-460-08634-0

Auf die Frage nach dem für ihn wichtigsten Buch der Weltliteratur antwortete Bertolt Brecht: „Sie werden lachen, die Bibel!“ Diesem Urteil würde sich sicher auch Georg Langenhorst anschließen, Professor für Didaktik des katholischen Religionsunterrichts und Religionspädagogik an der Universität Augsburg. Denn er ist durch zahlreiche Veröffentlichungen als Fachmann zum Thema Bibel und moderne Literatur ausgewiesen und hat als Autor von Kriminalromanen seine persönliche Affinität zum literarischen Geschäft gezeigt. In der vorliegenden Veröffentlichung geht es ihm darum, die bleibende Wirkkraft alttestamentlicher Motive, Personen und Sprachformen in der deutschsprachigen Literatur, vor allem des 20. und 21. Jahrhunderts, aufzuzeigen. In acht Kapiteln, die jeweils zentrale und über den Kreis der Bibelkenner hinaus bekannte Überlieferungen der Bibel aufgreifen, zeigt er, wie sich zeitgenössische Schriftsteller und Schriftstellerinnen von deren Motiven haben anregen lassen und diese zu eigenen Gestaltungen verarbeiten.



Das Panorama alttestamentlicher Geschichten beginnt mit Noah und der Sintflut, führt über den Turmbau von Babel zu den sündigen Städten Sodom und Gomorra; ruft Israels Könige Saul, David und Salomo, die Heldin Ester, den Propheten Jeremia und den leidenden Hiob in Erinnerung, um schließlich die Rezeption des Buches Kohelet und des Psalters in der jüngeren Literatur zu verfolgen. Der Leser stößt auf Bekanntes und zu Recht Vergessenes, entdeckt aber auch zeitgenössische Autoren auf dem Grenzgebiet von Literatur und Religion, die bisher nicht im Focus theologischer Literaturrezeption standen. Zu nennen sind hier unter anderen der evangelische Theologe und Schriftsteller Christian Lehnert, der Ordensmann und Priester Andreas Knapp, der Psalmenübersetzer und Träger des Büchner-Preises Arnold Stadler oder der Philosoph und Lyriker Ludwig Steinherr.

Wie unterschiedlich und vielperspektivisch Schriftsteller biblische Themen aufgreifen, lässt sich am Buch Jeremia zeigen. Der Prophet wird gedeutet als Prototyp des von Gott berufenen Menschen, als Identifikationsgestalt des unverständenen und zwanghaft schaffenden Künstlers, als Urbild jüdischer Identität in Untergang und Hoffnung auf Weiterleben, als Vorbild des Friedenskämpfers oder als Gestalt, in der die bleibende Rätselhaftigkeit Gottes anschaulich wird. In der Rezeption einer solchen Gestalt wird exemplarisch deutlich, wie das Alte Testament bis heute in der Literatur weiterwirkt, auch wenn deren Autoren keinen engeren Bezug zur Religion oder zum religiösen Schrifttum haben. Langenhorst zeigt sich bewandert in diesem unübersichtlichen Grenzland, in dem häufig nur Andeutungen oder isolierte Motivübernahmen die Rezeption ausmachen, und ist hellhörig für die leisen Töne und zurückhaltende Anspielungen. Zugleich überblickt er große Stoffmassen und versteht es, diese zu ordnen, seine Leser und Leserinnen in zusammenfassenden Überblicken zu informieren und Schwerpunkte in Form methodisch und sachlich überzeugender Einzelinterpretationen zu setzen. Und das Ganze in einer verständlichen Sprache, die sich an einen an Literatur und Bibel interessierten Leserkreis richtet.

Dennoch kann der Religionspädagoge nicht ganz zufrieden sein. Denn mehr und mehr gewinnt er beim Lesen den Eindruck, in einer literaturwissenschaftlichen Arbeit aus dem Bereich der Motivgeschichte unterwegs zu sein. Um religiös relevante Einsichten zu erzeugen, bedarf es der Vertiefung, etwa unter folgenden Fragestellungen: Auf welchem weltanschaulichen, religiösen oder gesellschaftlichen Hintergrund sind die Texte entstanden? Welche Verschiebungen zeigen im Vergleich mit den biblischen Texten die modernen Adaptionen? Welche Möglichkeiten der Zustimmung bieten für den heutigen Leser die alten wie die neuen Texte? Wo fordern sie zum Widerspruch auf? Das sind hermeneutische und didaktische Fragen, die Lernprozesse auslösen und die man bei Langenhorst leider vermisst. Würden sie wenigstens an einigen geeigneten Textbeispielen durchgespielt, hätte nicht nur Brecht, sondern auch Religionspädagogen Anlass zum „Lachen“.

*Rüdiger Kaldewey*



Uwe Birnstein

**Forever Young, Bob Dylan**

**Wie der Rock-Rebell Gott sucht, Eigensinn lebt und den Frieden besingt**

München/Zürich/Wien: Verlag Neue Stadt. 2021

192 Seiten m. s-w Abb.

20,00 €

ISBN 978-3-7346-1268-8

Entgegen dem dylanschen Lebensmotto „The Times They are a-Changin’“ belässt es der Verlag bei der ideenlosen Umschlaggestaltung und einem für christliche Musikkultur klischeehaft formulierten Untertitel, welche bereits in dieser Form die Veröffentlichung Uwe Birnsteins zu Leonard Cohens Lebenswerk zierten. Doch ebenfalls auf den zweiten Blick gleichen sich die Einschätzungen: Inhaltlich ist die vorliegende Veröffentlichung Birnsteins eine Lektüre wert.

Über einen autobiografischen Einstieg führt der Autor die Leserinnen und Leser durch die wechselhafte Biografie Bob Dylans. Birnstein verbindet Lebensphasen mit musikalischen Zeugnissen und bietet vertiefte Einblicke in theologische Fragestellungen und biblische Motive. Trotz des kompakten Formats gelingt dem Verfasser der Spagat, auf vergleichsweise wenigen Seiten einerseits eine überschaubare Biografie eines unsteten „Rolling Stone“ darzubieten und andererseits detailliert theologische Fragestellungen in den Songs eines „Suchenden“ herauszuarbeiten. Dass bei diesem Unterfangen weder jede wichtige – und Dylan-Kennern hinlänglich bekannte – biografische Episode in allen Facetten erzählt und gleichsam allen theologischen Interpretationsmöglichkeiten nachgespürt werden vermag, ist verständlich und der Orientierung für solche Leserinnen und Leser zuträglich, die am Beginn stehen, Bob Dylan über Sekundärliteratur zu entdecken. Im Hinblick auf das Ausloten der religiösen Aussageebenen in den Liedtexten darf man Birnstein anrechnen, dass er keine Antworten auf die aufgeworfenen Fragen Dylans liefert. Ohne übergreifend zu werden, gibt er diese pointiert wieder und lässt sie unbeantwortet stehen.



Wie bereits in der Veröffentlichung über Leonard Cohen zeigt der Verfasser, dass er das Verweben biografischen Erzählens mit musikalischen Zeugnissen beherrscht. Damit führt er kurzweilig über die Anfänge in Minnesota, die Entwicklung zum Folk-Protest-Barden, die Hinwendung zum Blues Rock, über die religiös missionarische Phase, den Niedergang bis hin zur Auferstehung. Verständlicherweise zeichnet Birnstein in seinen biografischen Ausführungen die Phasen Dylans detaillierter nach, die einen besonderen Zugang zu dessen Religiosität und Suchen bieten. Hier ist besonders das Kapitel „Von Abraham bis zum verlorenen Sohn“ zu erwähnen, das eine Art Glossar biblischer Motive und Personen und deren Verwendung in den Songs darstellt. Es stellt sich jedoch die Frage, wieso ein solches Glossar inmitten des Buchs platziert wurde, um anschließend erzählerisch weitere biografische Episoden – wie das Treffen und Konzert auf Einladung von Papst Johannes Paul II. bis hin zur Verleihung des Nobelpreises für Literatur – anzufügen. Die beiden letzten Kapitel über die nahe Vergangenheit weisen ebenfalls Längen auf. So bietet Birnstein der Diskussion über die Vergabe des Nobelpreises für Literatur – und der damit verbundenen Diskussion, ob es sich bei dem Werk Dylans um Literatur handelt – unfänglich Raum. Mit der eingehenden Rezension des letzten Albums Dylans findet das Buch einen runden Abschluss.

*Christian Philipsen in Verbindung mit Thomas Bauer-Friedrich und Paul Kaiser (Hg.)*

**Sittes Welt**

**Willi Sitte: Die Retrospektive**

Leipzig: E.A. Seemann Verlag. 2021

536 Seiten m. s-w und farb. Abb.

45,00 €

ISBN 978-3-86502-467-1

„Wie jemand an die Jungfrau Maria und an Jesus Christus glaubt, so war ich der Meinung, die Arbeiterklasse ist die revolutionäre Kraft. Ich möchte weiter daran glauben, aber es gelingt mir nicht.“ (500) Dieses Zitat ist einem Interview von 1995 mit dem tief enttäuschten einstigen DDR-Malerfürsten Willi Sitte (1921-2013) entnommen. Die angeblich „wissenschaftliche Weltanschauung“ des Marxismus-Leninismus im Rückblick auf untergegangenen Arbeiter- und Bauernstaat nur eine Meinung oder ein Glaube?

Diese Frage führt hinein in „Sittes Welt“, mit der sich das „Kunstmuseum Moritzburg Halle|Saale“ vom 3.10.2021 bis zum 9.1.2022 in einer fulminanten Retrospektive auseinandergesetzt hat. Nach den Retrospektiven zum 50. und 60. versteht sich die zum 100. Geburtstag als „eine erste sachliche, objektive und auf geprüften und verantwortungsvoll recherchierten Fakten basierende Neubewertung seines Schaffens“ (9) und widmet sich sowohl dem Werk wie auch der Biografie Sittes. Ausgestellt waren über 250 Bilder von den 1940er bis Anfang der 2000er Jahre, an denen sich die Entwicklung eines jungen, sehr begabten Zeichners zu einem hoch dekorierten Grafiker und Maler nachvollziehen ließ – wobei gerade die frühen Bilder in ihrer stilistischen Vielfalt überraschen und zu Recht als „Sitte vor Sitte“ gewürdigt werden. Durchgängig stellt der Künstler die menschliche Gestalt in den Mittelpunkt seines Schaffens, was sich in dem ganz ausgezeichneten, reich bebilderten Katalog nachvollziehen lässt. Neben instruktiven Grundsatzbeiträgen umfasst er zahlreiche erhellende Bildinterpretationen und ist der Ort, wo ausführlicher als in der Ausstellung einige biografische Auskünfte Sittes kritisch geprüft und zurechtgerückt werden können. Aus-



stellung wie Buch überlassen es dem Betrachter, die künstlerische Qualität der Arbeiten zu beurteilen; sie bieten eine Chronik vom rasanten Aufstieg und tiefen Absturz des Willi Sitte und leisten damit einen exemplarischen Beitrag zur Rolle der bildenden Kunst in der DDR.

Herkunft, Antifaschismus und Parteimitgliedschaft sind wesentliche biografische Voraussetzungen seiner Karriere: Sitte wird 1921 in Kratzau (Tschechoslowakei) als viertes Kind einer sozialistischen Bauernfamilie geboren, was er auf späteren Elternbildnissen als makellose kommunistische Genealogie inszenieren wird. Seine zeichnerische Begabung, die er an Reproduktionen alter Meister wie Cranach oder Dürer und an Werken des aus Kratzau stammenden Nazareners Joseph von Führich schult, bleibt nicht unentdeckt, so dass er 1940 die Hermann-Göring Meisterschule (Kronenburg/Eifel) besuchen kann. Nach einem Protest gegen die dortigen Bedingungen wird er zunächst an die Ostfront kommandiert und 1944/45 nach Norditalien versetzt. Dort desertiert er und kämpft nach eigenen Angaben auf Seiten der Partisanen gegen die deutschen Faschisten. In ihren Recherchen kommen Thomas Bauer-Friedrich und Paul Kaiser allerdings zu

dem Ergebnis, dass Sitte „nicht im Herbst 1944, sondern am 11. April 1945 desertiert ist – knapp zwei Wochen vor Kriegsende in Norditalien“ (111) – und sich demzufolge durch „Verfälschung biografischer Fakten“ den für das Selbstverständnis der DDR und seine weitere Karriere hoch bedeutsamen „Status eines antifaschistischen Widerstandskämpfers“ (113) erschlichen hat. 1947 tritt er in die SED ein.

Weil die Aufnahme an eine Kunsthochschule scheitert, bleibt der nicht mehr ganz junge Künstler ohne akademische Ausbildung und – nach Auffassung von Eckhart J. Gillen – „lebenslang ein verunsicherter Autodidakt“ (27). Der Umzug nach Halle und die Begegnung mit der hiesigen lebendigen Kulturszene bewegen den nach einer zeitgemäßen Kunst suchenden Sitte zur Abkehr von der akademischen Malerei. Die neuen Vorbilder sind Pablo Picasso und Fernand Léger – beide Franzosen sind politisch engagierte Kommunisten – und führen zu ganz neuen künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten hinsichtlich Form und Farbe. Dadurch gerät Sitte in Konflikt mit seiner Partei, die den stalinistischen, der Nazi-Kunst ähnelnden Abbildrealismus eines „Sozialistischen Realismus“ propagiert und ihrem Genossen dekadenten westlichen „Formalismus“ vorwirft. 1963 wird für den sich zwischen „formalistischen“ Künstlerfreunden und SED bewegenden Sitte zum Schicksalsjahr: Er übt öffentliche „Selbstkritik“ – „Ich bekenne mich voll und ganz zu den Beschlüssen meiner Partei.“ (93) – und ordnet sein von zwei Suizidversuchen begleitetes Liebesleben neu. Auf diese Weise hat er weitere Voraussetzungen für seine Karriere geschaffen, die in den 1970er Jahren Fahrt aufnimmt.

Den künstlerischen Aufstieg markieren zahlreiche Ausstellungen in der DDR und im nichtsozialistischen Ausland sowie die Ernennung zum Professor für Malerei an der Kunsthochschule Burg Giebichenstein (Halle) 1973, wo er bereits seit 1952 lehrt. Zum einflussreichen Kulturpolitiker wird Sitte als Präsident des „Verbandes Bildender Künstler in der DDR“ (1974-1988): Bestens politisch vernetzt gelingt es ihm einerseits, das gesellschaftliche Ansehen und die materielle Situation bildender Künstler zu verbessern; andererseits setzt er seine Machtfülle ein,

um nichtkonforme Künstlerinnen und Künstler auszugrenzen oder durch Erteilung von Privilegien wie Reisevisa zu disziplinieren. Das „Haus Sonneck“ bei Naumburg lässt er ausbauen, um Politiker aus Ost und West sowie getreue VBK-Mitglieder zu empfangen. Ganz ohne Polemik lässt sich konstatieren: Dem jungen Sitte – der ohne akademischen Abschluss bleibt und die Errungenschaften der Moderne für einen zeitgenössischen „Sozialistischen Realismus“ nutzt – hätte der VBK-Präsident Sitte – der es inzwischen zu einem privilegierten und hofierten Staatskünstler gebracht hat – die Mitgliedschaft verweigert!

Sitte betont ausdrücklich, dass er von der Zeichnung herkommt und die Lithografie zur Verbreitung nutzt. Die Malerei muss er sich noch aneignen; sie gewinnt erst nach 1965 die charakteristische fette Farbigkeit und expressive Körperlichkeit. Die für den „Sozialistischen Realismus“ so typischen Sujets wie das Arbeiter- und das Historienbild prägen auch Sittes Oeuvre. Seine Arbeiter sind keine realistischen, von harter Arbeit gezeichneten Malocher; lieber malt er Idealbilder wie den studierenden oder am Schalterpult agierenden Arbeiter. Die Thematik Liebe und Sexualität durchzieht Sittes gesamtes Werk: Die fleischigen Leiber der nackten Liebespaare machen ihn, so die treffende Formulierung Kaisers, zu einem „post-barocken Meister intimer Prächtigkeit“ (438), der – ganz traditionell – die Frau als Objekt männlicher Begierde darstellt. Überdies beschäftigen ihn biblische und mythologische Themen (mehrfach das Urteil des Paris).

Das Genre des Historienbildes erfährt in der DDR eine Renaissance, steht es doch, so Sitte schon 1955, „im Interesse der Erziehung der Menschen“ (337). Auf seinen „sozialistischen Historienbildern“ setzt er eindringlich den Schrecken des Krieges und die Solidarität mit den Opfern ins Bild. Davon zu unterscheiden sind die ab Mitte der 1960er Jahre entstehenden „sozialistischen Programmbilder“ (335), mit denen er den kriegerischen Imperialismus des Westens anprangert, was freilich nicht an einträglichen Geschäften mit dem Sammler Peter Ludwig hindert. 1970/71 malt der in Böhmen geborene Künstler das dreiteilige, 250 x 375 cm große, sich auf Dürer bezie-

hende Simultanbild „Mensch, Ritter, Tod und Teufel“ (1970/71); es ist eine bildgewordene Rechtfertigung der Niederschlagung des „Prager Frühlings“ durch den Warschauer Pakt am 21. August 1968. Sittes „Hommage à Lenin“ (1969) lässt den Betrachter in Untersicht auf den dozierenden Revolutionär aufblicken. Beide Gemälde zeigen: Gewaltanwendung im Namen des Marxismus-Leninismus ist für den auf der richtigen Seite der Geschichte stehenden Künstler kein Problem. Mit derartigen Propagandabildern ist er endgültig in seiner säkularen Kirche, der SED, angekommen und verkündet fortan deren Dogmen. Damit geht ein Wechsel von Freundschaften einher, weshalb die Befürwortung der Ausbürgerung des einstigen Freundes Wolf Biermann 1976 zwar menschlich enttäuschend, ideologisch aber nur konsequent ist.

„In dem Augenblick, wo die Kunst selbstständig wird, sich unabhängig von Staat und Partei macht, hebt sie sich vom Leben, von den Menschen ab.“ (292) Nur wenige Monate nach dieser trotzigsten Behauptung vom Sommer 1989 ist Sitte ein gleich mehrfach gescheiterter, aller Macht verlustiger Mann, der als ehemaliger Präsident des VBK und als Mitglied des Zentralkomitees der SED (1986-1989) nirgends eigene Verfehlungen erkennen will. Gescheitert ist der „Sozialistische Realismus“, der kein eigener Stil war, sondern letztlich auf einer politischen – nämlich einer von der SED verbindlich vorgegebenen – Einstellung von Künstlerinnen und Künstlern zur Wirklichkeit beruhte (27). Gescheitert ist der gläubige Kommunist Sitte in seinem Glauben an die historische Mission der Arbeiterschaft, weshalb er sie auf dem Gemälde „Erdgeister“ (1990) kopfüber in den Morast rammt. Sich selbst stellt der heftig kritisierte und sich ausgegrenztühlende Künstler auf dem Bild „Der Heilige Stephanus oder die Steinschmeisser“ (1993) als einen kommunistischen Märtyrer dar.

Seit den 1990er Jahren entsteht eine Reihe beeindruckender Selbstporträts, die Bauer-Friedrich als „Ausdruck der extremen Verunsicherung“ (67) deutet. Auf dem „Selbstbildnis“ von 2002 blickt ein alter Mann mit fest verschlossenen Lippen und zweifelnden, vielleicht verzweifelten Augen den Betrachter

an – und scheint auf eine Reaktion zu warten. Das Gespräch hat die Moritzburg mit „Sittes Welt“ aufgenommen und für weitere Diskussionen eine solide Grundlage geschaffen.

*Thomas Menges*

# ● PHILOSOPHIE / ETHIK





Frido Mann / Christine Mann (Hg.)  
**Im Lichte der Quanten**  
**Konsequenzen eines neuen Weltbilds**

Darmstadt: Theiss Verlag. 2021

334 Seiten m. s-w Abb.

28,00 €

ISBN 978-3-8062-4184-6

Nicht weniger als ein neues Weltbild wird im Untertitel dieses von Frido und Christine Mann herausgegebenen Bandes angekündigt. Mit den Mitteln der Quantenphysik sollen die ungeklärten Fragen nach der Entstehung des Bewusstseins und der leib-seelischen Einheit beantwortet werden, um die Grundlage für ein ganzheitliches Menschenbild zu schaffen. In kritischer Auseinandersetzung mit dem deterministischen Physikalismus will das Autorenteam insbesondere die Willensfreiheit des Menschen verteidigen. Das ist ein höchst wichtiges Vorhaben angesichts der aktuell wirkmächtigen Neuropsychologie, die den Menschen zu einem biologischen informationsverarbeitenden System ohne Sinn und Wert herabwürdigt.

Grundlage für die im Band versammelten Beiträge ist die Theorie von Thomas Görnitz, einem langjährigen Mitarbeiter von Carl Friedrich von Weizsäcker, nach der sogenannte „Absolute Bits von QuantenInformation (AQIs)“ als das einfachste Seiende überhaupt den Grundstoff der Welt bilden. Aus ihrer Gesamtheit, von Görnitz „Protyposis“ genannt, „formt sich“ neben dem Physischen als Materie und Energie auch Information. Das ist möglich, weil AQIs „bedeutungslos“ sind und in ihrer Gesamtheit erst nur „eine quantische Vor-Struktur, eine Vor-Formation“, die der Entstehung von Materie, Energie und Information vorausliegt. Formt sie sich zu Information, kann diese im Zuge der Evolution weiter zu Informationsstrukturen und zu Information über Information werden. Information wird sich damit quasi selbst bewusst und so zu Bewusstsein. Entsprechend definiert Görnitz es als „Quanteninformation, die sich selbst erleben und kennen kann“. Nach Brigitte Görnitz können Informationsstrukturen sich innere Bilder vergegenwärtigen. Sie treten damit an die Stelle des aller intentionalen Akte vereinenden, mit sich identischen Subjekts, das von ihr als „Homunkulus“ missverstanden wird.



Was mit diesem Buch im Grunde vorgelegt wird, ist der Versuch, einen panpsychistischen Monismus mit den Mitteln quantenphysikalischer Spekulation zu begründen. Es wird uns damit also kein „neues Weltbild“ geliefert, sondern ein sehr altes, das bereits der Vorsokratiker Anaxagoras mit seinem Nous vorgeschlagen hat. Gemeinsamer Gedanke dieser Theorien ist die Annahme, dass Seelisch-Geistiges von Beginn an in den letzten Grundelementen der Welt vorhanden war. Die Monaden von Leibnitz und die Events von Alfred North Whitehead als „komplexe und ineinandergreifende Erfahrungströpfchen“ (drops of experience) sind Ausprägungen des Panpsychismus. Die Protyposis mit den AQIs ist eine weitere Spielart davon. Das als Dimension alles Seienden angenommene Seelisch-Geistige tritt in Dingen und lebenden Wesen mehr und mehr bewusst und wirksam hervor; es erwacht gewissermaßen stufenweise bis hin zum Bewusstsein des Menschen. Das Problem, den Überschritt vom Physischen zum Wesenhaft davon unterschiedenen Geistigen zu verstehen, die sogenannte Emergenz, soll damit gelöst werden.



Allerdings gelingt dies dem Panpsychismus letztlich nicht, denn auch das „Erwachen“ dieser be-seelten Einheiten des Seins zum Bewusstsein muss erklärt werden. Görnitz macht es sich hier etwas einfacher und kürzt den Weg ab, indem er im Bereich der Information bleibt und Bewusstsein als Informationsstruktur und selbstreferenzielle Information über Information bestimmt. Nun ist aber nach einer der wichtigsten Erkenntnisse der Philosophie des Geistes das Bewusstsein weder Informationsverarbeitung noch Informationsstruktur noch Information über Information. Das sind funktionale Abläufe, die auch von einem Computer oder einem Zombi ausgeführt werden können, die keinerlei Wissen über das haben, was in ihnen als Automatismus abläuft. Thomas Nagel und David Chalmers haben gezeigt, dass wir noch so genau die sensorischen und neurophysiologischen Prozesse kennen können, die in einem Wesen ablaufen, nie werden wir wissen, wie es sich selbst und seine Umwelt erfährt, wie es also ist, dieses Wesen zu sein. Nie etwa werden wir wissen, wie es ist, „eine Fledermaus zu sein“, könnten wir auch alle Details ihrer Echoortung physikalisch genau beschreiben, so das bekannte Beispiel von Nagel. Bewusstsein als die subjektive Innenperspektive ist etwas grundsätzlich anderes als ein wie auch immer gearteter physischer Prozess der Informationsverarbeitung, mag er auch quantenphysikalisch gefasst werden. Und Bewusstsein erfordert ein Subjekt, während es kaum Sinn macht, für eine Quanteninformation oder eine Informationsstruktur anzunehmen, dass es irgendwie ist, sie zu sein.

Die Beiträge im letzten Drittel des Buches sind nur noch sehr lose mit dieser quantenphysikalischen Spekulation verknüpft, indem sie zu den Themen Informationsgesellschaft, Demokratie, Spiritualität, Grenzen des Wachstums und Pädagogik auf den Indeterminismus im Bereich der Quantenphysik hinweisen, der Raum geben würde für die Willensfreiheit des Menschen und die sich damit ergebenden Gestaltungsmöglichkeiten. Genau betrachtet lässt sich aber Freiheit nicht mit der Unbestimmtheit von Quanteneffekten begründen, denn das wäre eine Determination, nämlich durch willkürliche Zufallsprozesse. Willensfreiheit dagegen ist nicht zufallsgesteuertes Handeln, sondern das Vermögen einer leib-geistigen Person zum selbstbestimmten Entscheiden auf der Grundlage von Abwägungen und orientiert an Werten.

Letztlich versucht das Autorenteam, mit (quanten) physikalistischer Spekulation den Physikalismus zu widerlegen, also gewissermaßen den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben, was schon vom Ansatz her zum Scheitern verurteilt ist, sodass die Autoren ihre selbst gesteckten Ziele verfehlen mussten.

*Hartmut Sommer*

Wilhelm Vossenkuhl  
**Ethik und ihre Grenzen**  
**Eine Einführung als Erzählung**

Hamburg: Meiner Verlag. 2021

188 Seiten

19,90 €

ISBN 978-3-7873-3965-5

Wilhelm Vossenkuhl ist emeritierter Professor für Philosophie an der Universität München. Er legt mit diesem Band eine Reflexion über das gesamte Feld der Ethik vor und betont die erzählerische Herangehensweise, die sich aus zwei Quellen speist: die alltäglichen Fragen und Sorgen der Menschen und die lange Geschichte der ethischen Reflexion. Schon ein Blick ins Personenregister zeigt, dass es vor allem die Metaphysik der Sitten des Immanuel Kant ist, an der der Autor sich abarbeitet: Während Kant seine Rechtslehre und Tugendlehre allerdings in systematischer Gliederung aus den zugrunde gelegten Prinzipien der praktischen Vernunft herleitet, fragt Vossenkuhl nach den Grenzen der Ethik und reiht ohne Systembildung Überlegungen zu relevanten Begriffen aneinander: Sorge, Tugenden, Scham, Freiheit, Würde, Vernunft, Gerechtigkeit, Natur, Umwelt und andere.

Die Leistungsfähigkeit jeder Ethik ist begrenzt, weil sie zwar logisch begründen kann, was man tun und unterlassen soll, aber kein Motiv bereitstellt, warum man ethisch handeln soll. Ein solches Motiv ist enthalten in den Sitten, in der Sorge um ein gelingendes Leben, in dem durch vielfache Zugehörigkeiten bedingten Gefühl dafür, was sich gehört und was sich nicht gehört. Vossenkuhl spricht von kulturellen Räumen, von Mentalitäten, die prägend sind. Aber nicht alles, was in einer Gemeinschaft für geboten erklärt wird, ist auch sittlich gut, zum Beispiel der nationalsozialistische Rassismus. Deshalb wird eine Ethik gebraucht, die unterscheidet, was dem Menschen zur Pflicht gemacht werden kann.

Ein zentrales Konzept verschiedener Systeme der Ethik ist die Würde des Menschen, die in den Augen Kants verletzt wird, wenn einer den anderen als bloßes Mittel zum Zweck missbraucht. Aber wie lässt sich dieser Begriff in gesellschaftlichen Debatten anwenden, in denen es um die Verteilung knap-



per Rechts- und Sachgüter geht – zum Beispiel zwischen Bürgerinnen und Bürgern eines Landes und Asylsuchenden? – Vossenkuhl greift auf einen Vorschlag zurück, den er bereits in früheren Veröffentlichungen gemacht hat, die Maximenmethode, die aus drei Schritten besteht: (1) Die Knappheitsmaxime definiert die Anspruchsunterschiede, die beachtet werden müssen, soll die Geltung des Verteilungssystems nicht an berechtigtem Widerstand scheitern. (2) Die Normenmaxime berücksichtigt, dass der Anspruch auf Menschenwürde, den alle haben, mit anderen normativen Ansprüchen – z.B. materieller Absicherung – in Übereinstimmung gebracht werden muss. Schließlich fordert (3) die Integrationsmaxime, dass Anspruchskonflikte durch Aufklärung überwunden werden, zum Beispiel durch Sprach- und Schulunterricht.

Das Buch enthält eine Reihe von anregenden Denkanstößen wie den kurz dargestellten; das Buch aber ist keine Erzählung, sondern eine abstrakte Reflexion. Auffällig fehlt, wenn es um die theoretische Begründung ethischer Regeln und deren praktische Umsetzung geht, die dritte der kantischen Grundfragen: Was darf ich hoffen? Denn das Motiv, das Begründbare tatsächlich zu tun, könnte bei vielen Menschen ein religiöses sein.

Karl Vörckel

Ansgar Beckermann

## **Naturalismus**

### **Entwurf eines naturwissenschaftlich fundierten Welt- und Menschenbilds**

*In Zusammenarbeit mit Peter Schulte*

Paderborn: Brill | mentis Verlag. 2021

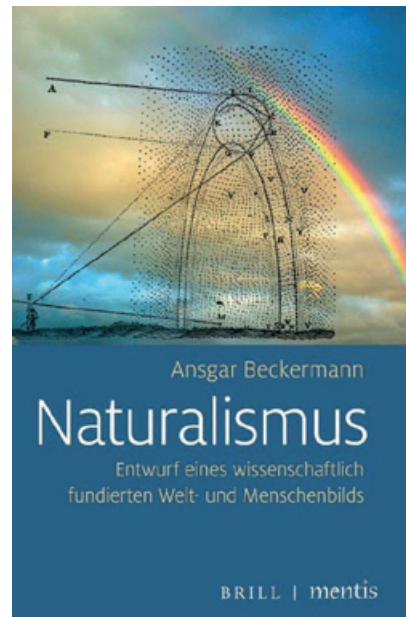
156 Seiten m. Abb.

34,90 €

ISBN 978-3-95742-244-5

Ansgar Beckermann ist bekannt für seine naturalistisch-materialistischen Bücher. Nun also erneut ein solches Buch, das sich zum Zweck dieser Weltanschauung auf die Naturwissenschaft beruft. Doch diese Berufung beruht auf gravierenden Missverständnissen. Der Verfasser geht davon aus, dass Naturwissenschaft Ganzheiten bottom-up aus den Teilen erklärt. Wenn ich die Eigenschaften der Teile kenne und die in ihnen wirkenden Gesetze, dann kann ich die Eigenschaften des Ganzen ableiten, so dass es also nichts Höheres, Eigenständiges gibt, das top-down wirken würde.

Diese Vorstellung wird weder von der Physik noch von der Biologie bestätigt. Wenn wir z.B. die Eigenschaften des Lichtes aus den Maxwellgleichungen ableiten, dann ist nirgends von „Teilen“ die Rede. Das ist ganz allgemein der Fall bei Systemen, die durch Differentialgleichungen beschrieben werden. Insbesondere in der Quantentheorie kommen keine separierbaren Teile vor. Dasselbe ist in der Biologie der Fall. Herz, Lunge und Leber sind keine Teile des Leibes, so wie Vergaser, Scheibenbremsen oder Airbags Teile des Autos sind, die man deshalb bei Fehlfunktionen leicht ersetzen kann. Denn Herz, Lunge oder Leber sind so stark mit dem Ganzen vernetzt, dass bei Organtransplantationen die schlimmsten Nebenwirkungen entstehen, die man nur mit sehr nebenwirkungsreichen Medikamenten unter Kontrolle halten kann. Auch die Bottom-up-Erklärbarkeit stößt in der Biologie an deutliche Grenzen. Die Pheromone, also Botenstoffe, haben je nach organischer „Umwelt“ eine ganz andere Funktion. Man kann also diese Funktion nicht bottom-up, sondern nur top-down erklären. Biologie supervenierte nicht auf der Chemie, wird also durch sie nicht festgelegt.



Beckermann verwechselt also durchweg technische mit naturwissenschaftlich beschreibbaren Systemen und selbst dort ist sein Konzept zu eng. Die Wirkungsweise einer simplen mechanischen Uhr scheint sich zwar aus den Teilen und ihren Gesetzmäßigkeiten zu ergeben, aber nicht vollständig. Z.B. erklärt sich so die Bedeutung der Zeiger nicht. Dass sich der große Zeiger zwölf Mal schneller dreht als der kleine, folgt nicht aus den physikalischen Gesetzen, sondern beruht auf kontingenten Setzungen der Rand- und Anfangsbedingungen, die der Ingenieur den Zwecken einer Uhr entnimmt. Technische Geräte sind realteleologische Gebilde, die sich ebenfalls vollständig nur top-down erklären lassen.

Wenn das simple Teil-Ganzes-Verhältnis der Erklärung schon hier scheitern muss, dann erst recht beim Verhältnis des Geistes zum Leib, geschweige denn beim Verhältnis Gottes zur Welt. Das technisch-zweckrationale Denken versagt vollständig bei seiner Anwendung auf den Glauben. Diesen stellt sich Beckermann vor wie ein Mittel zum Zweck. Er weist darauf hin, dass Spontanheilungen in religiösen Zusammenhängen sich nicht signifikant häufiger ereignen als sonst auch. Aber wer hat denn so etwas behauptet? Der Glaube ist keine Lebensversicherung, und wenn er das wäre, würden dann nicht alle Menschen aus reinem Opportunismus gläubig sein, so dass die Freiheit des Glaubens zerstört würde und das Gute nicht mehr um des Guten willen zur Geltung getan würde?

Warum schreibt Beckermann Buch um Buch, um sich seines Atheismus zu versichern? Glaubt er vielleicht nicht wirklich daran und muss sich seines Unglaubens rituell versichern wie ein Christ, der immer wieder zur Kirche geht? Aber dann ist dieser „Naturalismus“ keine Wissenschaft, sondern ein Glaube wie jeder andere auch – und ob er besser ist, müsste man noch sehen.

*Hans-Dieter Mutschler*

Thomas Fuchs

## **Verteidigung des Menschen**

### **Grundfragen einer verkörperten Anthropologie**

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2020

331 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-518-29911-1

Wird der Mensch nur noch als eine Art informationsverarbeitendes System mit dem Gehirn als Schaltzentrale aufgefasst, ist damit das eigentlich Menschliche negiert, insbesondere die Freiheit, sich anhand von Werten zu entschließen, selbstlos gegen egoistische Antriebe zu handeln und sich selbstbestimmt über Naturzwecke zu erheben bis hin zum Selbstopfer. Genau das aber unternimmt ein breiter Strom naturalistischer Theorien der sogenannten Neurophilosophie, die mit Schlagzeilen wie „Niemand ist frei“ oder „Wie das Gehirn die Seele macht“ die Feuilletons dominieren. Was kann dann noch die unantastbare Würde dieses biologischen Systems Mensch sichern, wenn es sich lediglich dadurch von den sauberen Verdrahtungen in der Hardware eines Computers unterscheidet, dass seine Verschaltungen in einer grauen, glibberigen Hirnmasse stattfinden, von Vertretern dieser Auffassung mit leisem Abscheu „Wetware“ genannt.

Thomas Fuchs, Psychiater und Philosoph, Karl-Jaspers-Professor für Philosophische Grundlagen der Psychiatrie und Psychotherapie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, tritt diesen Thesen mit neurobiologisch und philosophisch fundierter Argumentation entgegen. Nach seinem grundlegenden Werk „Das Gehirn – ein Beziehungsorgan“ zur Kritik des Dualismus von Körper und Gehirn legt er mit dieser Aufsatzsammlung nun den Schwerpunkt auf die Verteidigung des humanistischen Menschenbildes, auf die „Verteidigung des Menschen“, wie der Kampfruf des Titels zugespitzt lautet, was keinesfalls eine Übertreibung ist, denn die in der öffentlichen Wahrnehmung dominierenden und unser Selbstverständnis prägenden naturalistischen Auffassungen heben den Menschen als Menschen auf.



Der Autor zeigt die Widersprüche, Denkfehler und Gefahren dieser mit der Allgegenwart digitaler Systeme plausibel erscheinenden Theorien und Zukunftskonzepte. Er arbeitet den Unterschied zwischen der sogenannten „künstlichen Intelligenz“ und verleblichten Personen heraus. Er zeigt, warum die Utopie des Transhumanismus scheitern muss, der Leiden, Krankheit und Tod überwinden will, indem er mit den Mitteln der Digitaltechnik unseren Leib ersetzt, der als ein misslungenes Produkt der Evolution angesehen wird. Er analysiert, was es bedeutet, wenn Kommunikation im virtuellen Raum die reale „zwischenleibliche“ Begegnung zunehmend ersetzt, und er arbeitet die Denkfehler des Neuro-Konstruktivismus heraus, nach dem wir selbst und die Welt ohnehin nur innere Simulationen und „Kopf-Kino“ sind. Fuchs erweist im Widerspruch gegen den Naturalismus, der Subjektivität nur als Epiphänomen von Prozessen im Gehirn kennt, die „verkörperte

Subjektivität und verkörperte Freiheit“ des Menschen, der sein Leben „zukunfts offen“ denken kann. Schließlich zeigt er die Auswirkungen einer „zerebrozentrischen“ Sicht, die seelisches Leiden allein in Hirnprozessen finden will, auf die Psychiatrie und endet mit einem warnenden Hinweis auf die krankmachenden Beschleunigungs- und Digitalisierungsprozesse der heutigen Gesellschaft, die eine Störung der „zyklisch-leiblichen Eigenzeiten“ mit ihrem natürlichen Rhythmus des Lebens zur Folge haben und damit „Burn-out“ bzw. Depressionen auslösen können.

Grundlage der Argumentation ist eine Anthropologie, die den Menschen wieder als verkörperte Einheit denkt und als handelnd einbezogen in die insbesondere in der Interaktion mit anderen Menschen sich als real erweisende Lebenswelt. Unser Bewusstsein ist „verkörpertes Bewusstsein“, das im gesamten Leib gegenwärtig ist, es ist dort, wo es mit der Welt in Kontakt ist. Wir spüren den Schmerz im Finger, wenn wir uns schneiden, und nicht im Gehirn. Dieses verkörperte Bewusstsein ist nach Fuchs ein „Integral“ über dem lebendigen Organismus insgesamt“. Gegen den Dualismus von Körper und Gehirn der Neurophilosophie, der eine modische Neuauflage des cartesianischen Dualismus ist, kommt Fuchs damit, wie er selbst bestätigt, zu einer Auffassung, die der klassischen, von Aristoteles grundgelegten und durch Thomas von Aquin vertieften Lehre von der leib-seelischen Einheit der Person nahesteht. Edith Stein etwa bezeichnet daran anschließend die Seele als „hineingewurzelt“ in den Leib. Allerdings ragen nach Thomas von Aquin die geistigen Vermögen über ihre leibliche Einverwurzelung hinaus, denn sie sind zwar verwiesen auf körperliche Organe, aber nicht „gänzlich von der Materie durchdrungen oder in sie eingetaucht“. Die Seele

behält damit ihren Selbststand, obwohl sie in die substantielle Einheit des individuellen Menschen eingeht. Diesem Substanzdenken folgt Fuchs allerdings nicht. Die Schwierigkeit, die damit entsteht, zeigt ein Kapitel, in dem er die personale Identität und den Fortbestand des Selbst in der Demenz auf das weiterwirkende Leibgedächtnis stützt. Auf komatöse Patienten lässt sich das so nicht anwenden, wenn man das Selbst nicht als Substanz denkt.

Dieses klar und sorgfältig argumentierende Buch ist jedem empfohlen, der sich mit den zeitgeistigen naturalistischen Lehren vom Menschen kritisch auseinandersetzen will.

*Hartmut Sommer*



Burkhard Liebsch / Bernhard H. F. Taureck

## **Trostlose Vernunft?**

**Vier Kommentare zu Jürgen Habermas' Konstellation von Philosophie und Geschichte, Glauben und Wissen**

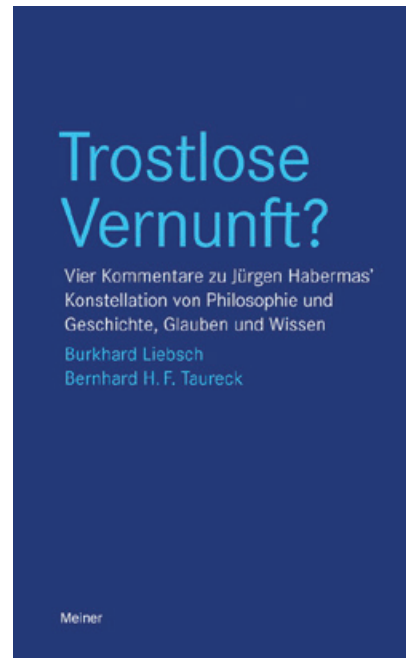
Hamburg: Meiner Verlag, 2021

247 Seiten

24,90 €

ISBN 978-3-7873-3971-6

Der Band besteht aus vier Essays, in denen sich die beiden Autoren mit dem 2019 erschienenen Werk von Jürgen Habermas „Auch eine Geschichte der Philosophie“ auseinandersetzen. Unter dem Titel „Geschichtliche Perspektiven ‚heil‘-loser Vernunft“ diskutiert Burkhard Liebsch im ersten Kapitel „Jürgen Habermas' implizite Geschichtsphilosophie – und was sie vermissen lässt“ (15-71). Seine Kritik zielt nicht so sehr auf vermeintliche Widersprüche, sondern auf vernachlässigte Aspekte. Die von Habermas ausgeblendete „responsive Ansprechbarkeit des Anderen als eines radikal Anderen“ (56) müsse als Zentrum der ethischen Verpflichtung betrachtet werden. Zurückzuweisen ist der Vorwurf von Liebsch, das Verhältnis von Glauben und Wissen werde von Habermas als „Aneignung des Anderen“ (68) verstanden. Der Ausdruck „Aneignung“ wird von Habermas durchgängig beschreibend gebraucht, um etwa darzustellen, wie die christliche Theologie die hellenistische Philosophie rezipiert hat oder Hume und Kant das Erbe der Religion. Um die von Habermas vertretene Auffassung, dass Geschichte ein Lernprozess sei, als eine heimliche Logik der Aneignung zu kritisieren, bedürfte es eines systematischen Arguments, das von der bloßen Nennung eines Ausdrucks unabhängig ist. Dessen ungeachtet zeichnet Liebsch kenntnisreich die verschlungenen Pfade von Glaube und Wissen nach, die Habermas in seinem umfangreichen Werk betritt. Mit Blick auf Religion ist der hier gebrauchte Begriff der Heillosigkeit von Interesse, mit dem er die theologische Tiefendimension der von ihm attestierten Trostlosigkeit der Vernunftkonzeption von Habermas kennzeichnet.



Noch deutlicher werden „Philosophie und religiöser Glaube“ im zweiten, von Bernhard H. F. Taureck verfassten Kapitel thematisiert, das sich als „Versuch weiterführender Überlegungen in Auseinandersetzung mit Jürgen Habermas“ (73-145) versteht. Taureck bietet hier eine geistesgeschichtliche Rekonstruktion des Verhältnisses von Philosophie und Religion von der Scholastik bis zu Kant und Hegel, die eine alternative Erzählung zum Habermas'schen Diskurs über Glauben und Wissen darstellt. Der Hauptpunkt seiner Kritik lautet, dass Habermas' Bestimmung des Verhältnisses von Philosophie und Religion im Kontext der Säkularisierungsdebatte zu verorten sei, was von Habermas selbst nicht bemerkt werde. Dieser Vorwurf wirkt angesichts der ausführlichen Auseinandersetzung von Habermas mit soziologischen Theorien der Säkularisierung nicht wirklich überzeugend.

Ähnliches muss über den zweiten Essay von Taureck gesagt werden, der das vierte Kapitel des Bandes bildet. Unter der Überschrift „Beantwortung der Frage: Welche verborgene Rolle spielt Habermas' demokratisches Projekt in seinem Opus magnum von 2019?“ (185-214), wird die religionspolitische Perspektive um wichtige Stimmen der politischen Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts erweitert; diese Aspekte werden aber doch weitgehend assoziativ und durch rhetorische Fragen verknüpft. Taureck gefällt sich hier in der Attitüde gegen einen vermeintlichen unhinterfragten, durch Habermas repräsentierten alternativlosen Mainstream der deutschen Gegenwartsphilosophie angehen zu müssen. Die philosophische Rechtfertigung des „demokratischen Projekts“ spielt aber seit Jahrzehnten eine zentrale Rolle in den philosophischen und politischen Schriften von Habermas. Warum dieses Motiv also eine „verborgene Rolle“ im Werk von Habermas spielen soll, das erst durch aufwändige Detektivarbeit aufgedeckt werden muss, erschließt sich nicht zwingend.

Philosophisch anspruchsvoller erweist sich die Kritik von Liebsch, die er im dritten Kapitel unter dem Titel „Rückhaltlos verweltlicht? Philosophie vor ihrer Auflösung und Verwirklichung“ (147-184) entfaltet. Liebsch nimmt neben anderen Motiven den Gedanken von „Adornos finsterner Negativität“ (161) auf, den Habermas vernachlässigt. Der Schlussteil dieses Abschnitts führt auf Liebschs eigene sozialphilosophische Position, welche die Dimension des Ausgesetztseins als normative Grunderfahrung des Sozialen begreift. Liebsch ist zuzustimmen, dass die philosophischen „Herausforderungen in der Negativität der Zeit und in einer desaströsen Gewalt“ (158) liegen. Die Frage lautet, wie diesen Herausforderungen philosophisch angemessen begegnet werden kann. Angesichts der Rückkehr des Krieges, die Liebsch und Taureck bereits vor Jahren thematisiert haben, wirkt das Vertrauen auf die Haltung der Gastlichkeit und die Orientierung an der Weisheit von Laotse nicht weniger idealistisch als der im vorliegenden Band bisweilen sarkastisch kommentierte Versuch von Habermas, das „demokratische Projekt“ als institutionelle Form vernünftiger Freiheit zu verteidigen.

*Thomas M. Schmidt*

Georg Lämmlin (Hg.)  
**Gesellschaftlicher Zusammenhalt in der  
postsäkularen Gesellschaft**  
**Soziologische und theologische Beiträge**  
*SI-Diskurse I Gesellschaft – Kirche – Religion Bd. 1*

Baden-Baden: Nomos Verlag 2021

184 Seiten m farb. Abb.

36,00 €

ISBN 978-3-374-06867-8

Mit dem zur Rezension vorliegenden Band sollen gleich mehrere Anliegen eingelöst werden. Zuvor-derst versammelt der Band Tagungsbeiträge, die zum titelgebenden Thema zusammengetragen wurden. Darunter die zwei sozial- und bildungswissenschaftlichen Keynotes der Tagung von Ferdinand Sutterlüty „Kirchen zwischen Gesellschaftskritik, Affirmation und Eskapismus: Zur Rolle religiöser Ideen“ und von Monika Jungbauer-Gans zu „Bildung und soziale Integration – wie hat sich die Bildungsbeteiligung im Zeitverlauf verändert“. Zudem greift der Band unter der Überschrift „Texte des Sozialwissenschaftlichen Instituts“ weitere Beiträge im Umfeld des Themas auf: Einen Beitrag des Herausgebers zu „Ekklesiologischen Innovationen“, den der Verfasser pandemiebedingt nicht auf einer einschlägigen Tagung präsentieren konnte, sowie eine Replik von Andreas Meyert auf einen ebenfalls als Beitrag veröffentlichten Appell des Sozialwissenschaftlichen Instituts [SI] zur solidarischen und nachhaltigen Bewältigung der wirtschaftlichen Folgen der Corona-Krise in Europa. Daneben wurde die Tagung und somit auch der vorliegende Band genutzt, zur Initiation von Prof. Dr. Georg Lämmlin als neuer Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD beizutragen und eine neue Reihe „SI-Diskurse I Gesellschaft – Kirche – Religion“ im Nomos-Verlag zu begründen.



Mit dem Tagungs- und Bandthema hat sich das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD und ihr neuer Leiter ein höchst relevantes und aktuelles Thema zur Bearbeitung vorgenommen. Nicht zuletzt durch die neuesten Beiträge von Jürgen Habermas, auf dessen 2019 erschienenes Werk „Auch eine Geschichte der Philosophie“ vor allem Lämmlin in seinen zwei Beiträgen und seinen rahmenden Ausführungen immer wieder Bezug nimmt, hat die Frage der Verhältnisbestimmung von Kirche, Religion und Gesellschaft unter den Vorzeichen des Postsäkularen an neuem Aufschwung und Facettenreichtum gewonnen. Die Übersetzung, Durchdringung und Weiterführung dieses sozialphilosophischen Diskurses in theologischen und kirchlichen Foren ist ein sicherlich gewinnbringendes und zu neuen Erkenntnissen führendes Projekt.

Das deutet sich auch in den kritischen Anfragen an, die Sutterlüty in seiner Keynote aufwirft, wenn er einerseits das gesellschaftskritische Potential von Kirche sozialhistorisch hervorhebt und im Anschluss an Habermas et al. Bedeutung und Rolle religiöser Ideen für die postsäkulare Zivilgesellschaft betont, andererseits einen Verlust religiöser Sprache nachzeichnet, aufgrund dessen Potentiale und Rollenerwartungen an Kirche und kirchliche Akteure uneingelöst blieben. Die theologisch antwortenden Beiträge aus dem SI auf diese kritischen Problemanzeigen weisen auf weiterführende Interpretationen, Wahrnehmungen und Erfahrungen im Umgang mit den genannten Herausforderungen hin. Mit seinem Tagungsbeitrag zur Religionsforschung unternimmt Lämmlin schließlich den Versuch, sich und damit die von ihm geführte Institution in der postsäkularen Gesellschaft zur verorten. Weder in Eigen- noch Gemeinsinn aufgehend spricht er sich im Anschluss an Hartmut Rosa für die kirchliche Ermöglichung von Resonanzräumen aus, in denen Selbst- und Weltverhältnis unter dem Eindruck religiöser Vermittlungsformen spannungsreich in Beziehung gesetzt werden können. Mit durchaus praktisch-theologischer Relevanz werden diese Verortungen schließlich konzeptionell weitergeführt, wenn Lämmlin in einem weiteren Beitrag neue Kirchenbilder und -konzepte, wie etwa „Liquid Church“ und „Hybridisierung“ einordnet und würdigt.

Es sind diese Beiträge, die neugierig machen und Interessen daran wecken, den Weg des SI unter Lämmlin in der Verhältnisbestimmung von Kirche und Gesellschaft aufmerksam weiter zu folgen und die über die Schwächen des Anfangsbandes hinwegsehen lassen, dem keine rechte Integration des bildungswissenschaftlichen Ansatzes von Jungbauer-Gans in das Gesamtgefüge gelingt, der zwar das berechnete Anliegen umsetzt, kritische Tagungsbeiträge und -kommentierungen aufzunehmen und dadurch Interpretationspanoramen anzubieten, in denen aber die vielfach aufgeworfenen Fragen an die Keynotes gänzlich unbeantwortet bleiben, und der in der Versammlung sehr unterschiedlicher Diskursbeiträge den thematischen Bogen bisweilen sehr weit fasst, weshalb es z.B. schwerfällt, die durchaus bemerkenswerten appellativen Ausführungen zum Coronadiskurs mit den übrigen Beiträgen in Zusammenhang zu setzen.

*Michael Novian*

Otfried Höffe

**Was hält die Gesellschaft noch zusammen?**

Heidelberger Akademische Bibliothek

Stuttgart: Alfred Kröner Verlag. 2021

125 Seiten

19,90 €

ISBN 978-3-520-90009-8

Der Grandseigneur der deutschen politischen Philosophie, Prof. Dr. Otfried Höffe, emeritierter Ordinarius für Philosophie an der Universität Tübingen, trägt in einem wissenschaftlichen Essay seine Sichten auf Dynamik und Konflikte unserer aktuellen Gesellschaft zusammen. Der Philosoph Höffe mit seinen Forschungsschwerpunkten in der klassischen griechischen Philosophie und zu Denkern der Aufklärung, vorrangig Immanuel Kant, spannt in seinen Überlegungen einen großen menschheitsgeschichtlichen Bogen zur Erklärung seiner drei Leitfragen: Welche Faktoren halten die westlichen Demokratien trotz erheblicher Gegenkräfte noch zusammen? Welche Faktoren gefährden den Zusammenhalt? Wie überwinden westliche Demokratien die einschlägigen Gefahren?

Zunächst beschreibt Höffe die vormoderne Gesellschaft und bewegt sich hierbei im europäischen Kontext. Anschließend zeigt er unter dem Begriff „Modernisierungen“ die Aufbrüche der Renaissance, des Humanismus, der Reformation auf. In seiner gut verständlich geschriebenen philosophischen Rekonstruktion und Skizze benennt Höffe folgende übertragenden Modernisierungsphänomene: Säkularisierung, Aufklärung, Fortschrittsdenken, Pluralismus, Recht, Staat, Politik, Demographie, Mobilität und Digitalisierung.

Anschließend skizziert Höffe die moderne, westliche Gesellschaft als liberal-demokratisch und kapitalistisch in rechtsstaatlicher Verfasstheit. Er diskutiert Gefahren des Populismus und plädiert in aristotelischer Tradition für neue Bürgertugenden: Toleranz, Solidarität, Zuversicht, Gemeinsinn, Staatsbürgerfreundschaft.



Mit seinem Essay erörtert Otfried Höffe sowohl die fraglos gegebenen Kräfte des Zerfalls als auch jene offensichtlich stärkeren kulturellen und politischen Gegenkräfte, die die westlichen Gesellschaften zusammenhalten. Er widerspricht damit den heute beliebten Untergangsszenarien.

Thomas Wagner

Rüdiger Safranski  
**Einzeln Sein**  
**Eine philosophische Herausforderung**

München: Carl Hanser Verlag 2021

285 Seiten

26,00 €

ISBN 978-3-446-25671-2

In den letzten zwei Jahrzehnten hat der Begriff Influencer eine erstaunliche Karriere gemacht. Als solche werden – tendenziell jüngere – Menschen bezeichnet, die sich durch eine starke Präsenz in den sozialen Medien und ihren dort vermittelten Lebensstil ein Ansehen und vor allem eine große Zahl an Followern erworben haben. Die Influencer versuchen, Trends zu setzen und etwas Einzigartiges zu verkörpern, zugleich beruht ihr Geschäftsmodell darauf, dass sie von einer möglichst großen Schar von Fans geklickt und bejubelt werden. Das Phänomen veranschaulicht in den Farben des digitalen Umbruchs ein altes philosophisches, wohl auch anthropologisches Rätsel. Der Aufrechtgeher Mensch ist gerne „besonders“ und individuell, kann in der Regel jedoch nicht auf die Anerkennung durch die Gesellschaft verzichten. „Jeder ist ein Einzelner“, so beginnt der Philosoph und erfolgreiche Schriftsteller Rüdiger Safranski das erste Kapitel seines neuen Werkes. „Aber nicht jeder ist damit einverstanden und bereit, etwas daraus zu machen.“ Das Problem dabei ist die Einsamkeit. Wer nur besonders sein möchte, bekommt Schwierigkeiten mit seiner angestammten Gemeinschaft, muss unter Umständen auf ihre Wärme verzichten. Deshalb entscheiden sich die meisten „für irgendetwas dazwischen“.

In „Einzeln Sein“ stellt Safranski gut zwei Dutzend Denker und Autoren vor, die sich mit dem mediokren „Dazwischen“ nicht begnügten, die sich theoretisch oder auch ganz praktisch dem Individuellen widmeten, sich an den Spannungen rieben. Er setzt in der Renaissance an, erwähnt dabei, dass bereits im spätmittelalterlichen Nominalismus ein entscheidender Gedanke fruchtbar wurde: „Was existiert, ist individuell. Es gibt nur Einzelheiten. In ihnen ist die ganze Fülle des Wirklichen enthalten (...)“ In der italienischen Renaissance, mit Leonardo da Vinci,



Michelangelo, Pico della Mirandola oder Machiavelli, betritt der selbstbewusste, eigensinnige Künstler die öffentliche Bühne. „Es gibt Menschen, die man nicht anders als Durchgang von Speisen, Vermehrer von Kot und Füller von Abtritten nennen muss (...)“, notiert da Vinci in seinen „Philosophischen Tagebüchern“. Zu diesen Menschen wollten die „göttlichen“ Genies nicht gehören. Sie profitierten dabei von der partikularen Macht der Städte, von der neuen Geldaristokratie, von dem frischen Blick auf die „Würde des Menschen“ (Pico della Mirandola) und auf die Strategien der Macht (Machiavelli).

Mit dem Kapitel über Martin Luther verlässt der Autor die Szenerie der neuen Selbstbewussten und schildert die Nöte eines Haderers und Gottsuchers im ausgehenden Mittelalter. Und dennoch: Es ist der Auftritt dieses Einzelnen, eines Mönches zudem, der zu einem epochalen Bruch in der abendländischen Historie führt; nach Luther ist nicht nur die Glaubenswelt eine andere. Montaigne hingegen, eine Generation nach dem Reformator, sucht kaum das Erbarmen des Himmels, eher ein „Hinterstübchen“, in dem er ganz für sich und in sich ist, in dem er sich dem Einfluss des gesellschaftlichen Rollenspiels entziehen kann. Die Lokalität fand er im Bibliotheksraum seines Turmes. Ob er aber auch das



ruhige, unabhängige Ich fand? Eher schon „atemberaubende Irrgänge in sich selbst“, laute Einzelheiten, die sich nicht zu einer Ganzheit fügen. Die Wachheit freilich und die gute Gewohnheit lassen sich einüben. „Übung ist alles, darauf kommt es an.“

Die nun folgenden Kapitel erstrecken sich von der Aufklärung (Rousseau, Diderot) über die hohe Kunst des Außenseitertums (Kierkegaard, Stirner) bis zur Existenzphilosophie (Jaspers, Heidegger) und einem Ausklang mit dem „Stoßtruppführer und Waldgänger“ Ernst Jünger. Mit Ricarda Huch und Hannah Arendt sind – lediglich – zwei Frauen dabei, die sich gegenüber der Männerriege bestens behaupten. Die Schriftstellerin und Historikerin Huch (1864-1947) wollte sich von einem eitlen Individualismus à la Stefan George unbedingt fernhalten. Die Feierlichkeit seines Auftretens schrieb sie einem „Mangel an Humor“ zu. Bei aller Ernsthaftigkeit, mit der Kunst zu betreiben sei, dürfe nicht vergessen werden, „dass sie ein schönes Spiel ist, nichts Heiliges“. Auch Hannah Arendt versuchte, das gedankenschwere und nicht selten verschwurbelte Konzept von einem ihrer Meister zu entzerren. Arbeitete sich Martin Heidegger an der „Geworfenheit“ und dem „Vorlaufen in den Tod“ ab, antwortete Arendt mit einer Philosophie der Geburtlichkeit, mit dem Wunder des Anfangens: „Dass ich angefangen worden bin, ist erträglich, wenn ich lerne, selbst anzufangen. Das ist die zweite Geburt.“

Auch mit dieser Studie gelingt Rüdiger Safranski eine so unaufgeregte wie lehrreiche Verknüpfung von biographischer Darstellung und inhaltlicher Präzision. Dass die Darstellung bereits mit Ernst Jüngers „Waldgang“ (1951) endet, ist zu verschmerzen. Vor allem dann, wenn der Leser sich auf die Suche nach Montaignes „Essais“, Thoreaus „Walden“ oder Hannah Arendts „Vita activa“ macht.

*Christian Heidrich*

*Matteo Ricci*

### **Über die Freundschaft**

**Erstdruck Peking 1601**

*Übersetzt und mit einer Einführung herausgegeben von Michael Sievernich*

*Limburg: Glaukos Verlag. 2022*

*164 Seiten*

*24,80 €*

*ISBN 978-3-930428-46-5*

Der italienische Jesuit Matteo Ricci (1552-1610) war ein wichtiger Vermittler zwischen dem Westen und dem Osten, zwischen dem Christentum und dem Konfuzianismus. Sein Orden schickte ihn nach China, wo er ab Ende des 16. Jahrhunderts wirkte und durch seine Kenntnisse in der Mathematik, in der Kartographie und in den Naturwissenschaften, aber auch in Geschichte und Philosophie die dortigen Gelehrten beeindruckte. Ricci wusste um die Rolle der Freundschaft in der Kultur Chinas und widmete sein erstes chinesisches Buch diesem Thema. Seine Zusammenstellung von Zeugnissen über die Freundschaft von klassischen Denkern der westlichen Kultur – von Sokrates, Platon und Aristoteles über Cicero und Seneca bis hin zu christlichen Autoren wie Augustinus oder Ambrosius – sollte seinen chinesischen Freunden einen Eindruck von seiner eigenen Tradition vermitteln.

Dem Buch wie dem Herausgeber waren ein nachhaltiger Erfolg beschieden. Ricci selbst tauchte tief in die chinesische Kultur ein und lernte nicht nur die Sprache, sondern trug auch die Kleidung konfuzianischer Gelehrter. Der Kaiser selbst ordnete nach seinem Tod an, dass man ihm ein großzügiges Grab herrichte. In Europa stieß seine Art einer für fremde kulturelle Traditionen offenen Mission mittelfristig nicht auf eine ähnliche Wertschätzung. Nach seinem Tod führte der Ritenstreit zu einer anderen, letztlich erfolglosen Form der China-Mission.



Nun liegt sein erstmals in Peking im Jahr 1601 gedrucktes Werk „Über die Freundschaft“ in einer neuen Übersetzung von Michael Sievernich S.J. vor, der in seiner Einführung kenntnisreich in das abenteuerliche Leben und Werk seines jesuitischen Mitbruders einführt. Riccis Buch über die Freundschaft ist allerdings nicht allein von historischem Interesse, sondern von bleibender Aktualität. Die Gedanken zur Freundschaft, die Ricci versammelt, zeigen die Zeiten und Kulturen übergreifende Bedeutung von Freundschaft und sprechen auch heutige Leserinnen und Leser an: „Der Freund ist der Reichtum des Armen, die Kraft des Schwachen, die Medizin des Kranken.“ (128) Gerade im gegenwärtigen weltkirchlichen und geo-politischen Kontext ist dieses Buch aber noch aus einem anderen Grund von Interesse. Denn es ist ein bedeutendes Beispiel für das, was heute interkultureller Dialog genannt wird. Ricci ließ sich auf seine Gesprächspartner ein und führte auch mittels dieser Publikation ein freundschaftliches Gespräch mit ihnen. Es ist eine offene Frage, wie die Geschichte nicht nur des Katholizismus, sondern des Verhältnisses zwischen China und Europa verlaufen wäre, wenn die katholische Kirche Ricci und sein Verständnis von christlicher Mission, wissenschaftlichem Dialog und kultureller Begegnung ernster genommen hätte.

Dem Verleger Peter Jentzmik ist dafür zu danken, dass sein Glaukos Verlag – bekannt für bibliophil gestaltete Bücher – dieses Bändchen in so schöner, ansprechender Ausstattung herausgebracht hat. „Eine Welt ohne Freunde ist wie ein Himmel ohne Sonne oder ein Leib ohne Augen“, kann man auf dem orangenen Leinencover in einer goldfarbenen Prägung lesen. Wie wahr!

*Holger Zaborowski*

Raul Krauthausen / Benjamin Schwarz  
**Wie kann ich was bewegen?**  
**Die Kraft des konstruktiven Aktivismus**

Hamburg: Edition Kröber. 2021

307 Seiten m. s-w Abb.

18,00 €

ISBN 978-3-89684-291-6

Angesichts der uneingelösten großen Versprechen der Moderne von Freiheit und (Geschlechter-)Gerechtigkeit, von Gleichheit und Inklusion, von Transparenz und Mitbestimmung wollen zahlreiche Menschen nicht mehr auf einen Wandel „von oben“ warten. Sie fragen sich: „Wie kann ich was bewegen?“ Diese aktuelle Frage wählten Raul Krauthausen und Benjamin Schwarz zum Titel ihres Buches über „Die Kraft des konstruktiven Aktivismus“.

Beide Autoren schreiben nicht „von der Seitenlinie“. Krauthausen bezeichnet sich als „Inklusions-Aktivist“. Der Kommunikationsfachwirt arbeitet seit Jahren für eine inklusive Gesellschaft und ist durch Medienauftritte bekannt. In seiner Autobiographie „Dachdecker wollte ich eh nicht werden“ zeigt er, wie seine Glasknochenkrankheit mit der Angewiesenheit auf Rollstuhl und persönliche Assistenz sein Leben nicht auf das eines „Behinderten“ determiniert. Der Politikwissenschaftler Benjamin Schwarz arbeitete als Journalist und entwickelte in Kommunikationsagenturen u.a. Kampagnen für die Diakonie Deutschland („Unerhört“) oder die Aktion Mensch. Heute ist er geschäftsführender Gesellschafter einer Kommunikationsagentur, die u.a. auf Social Media die Segelreise des Teams Malizia mit Greta Thunberg im August 2019 zu den Vereinten Nationen in New York begleitete.



Die Autoren beschreiben die Motivation zur Herausgabe dieses Buches als Wendepunkt. Für Krauthausen ist es die Erkenntnis, dass er sich künftig, statt von den Barrieren in den Köpfen zu sprechen, der Beseitigung von bürokratischen und physischen Barrieren für ein unbehindertes Leben widmen möchte. Für Benjamin Schwarz ist die Zusammenarbeit mit Greta Thunberg der Wendepunkt, sich intensiver im Kampf gegen die Klimakrise einzusetzen. Vor diesem Hintergrund haben beide die Corona-Krise genutzt, um Gespräche mit Aktivisten zu führen und deren Geschichten zu sammeln.

So werden hier Theorie und Praxis des Aktivismus geschickt ineinander verwebt, z.B. durch das Einflechten längerer Zitate aus den Gesprächen. Das Auftaktkapitel beschäftigt sich mit den Voraussetzungen von Aktivismus in Erziehung, politischer Bildung, Medienkonsum und nicht zuletzt im politischen Engagement. Es folgt eine Auseinandersetzung mit dem Begriff des Aktivismus, der als „ein aktives, fortschrittliches und zielstrebiges Handeln“ von einem impulsiven Aktionismus abgesetzt wird. Zugleich wird er von Versuchen aus dem rechten Spektrum, einen „patriotischen Aktivismus“ zu etablieren, scharf getrennt. Um den Begriff des „Aktivismus“ nicht an gewalttätige Proteste, wie z.B. beim G20-Gipfel in Hamburg, zu verlieren, sprechen die Autoren ausdrücklich von „konstruktivem Aktivismus“.

Dieser Begriff wird dann unter verschiedenen Überschriften durchbuchstabiert. Das Kapitel „Aktion“ beleuchtet z.B. mit Philipp Ruch, dem Gründer des „Zentrums für Politische Schönheit“, die Rolle der Kunst als analytische, motivierende Kraft für politische Veränderungsprozesse. Das Kapitel „Macht“ beschreibt u.a. Begegnungen von Greenpeace-Mitarbeitern und Greta Thunberg auf dem Weltwirtschaftsforum in Davos. Es erklärt, warum sich viele Aktivisten nicht in den etablierten Parteien mit ihren eingespielten Machtspielen engagieren. Sie setzen eher, wie der YouTuber Rezo mit dem Video „Die Zerstörung der CDU“, auf den Einfluss von Sozialen Medien. Die Autoren belassen es nicht bei einer Gegenüberstellung von Parlamentsbetrieb und außerparlamentarischer Opposition, sondern beleuchten auch Berührungspunkte und Überlappungen von etablierter Parteienmacht und konstruktivem Aktivismus.

Das Phänomen „Ohnmacht“ wird eigens betrachtet. Um einem „Burnout“ vorzubeugen, werden Hinweise zur psychischen Gesundheit und Resilienz im aktivistischen Alltag gegeben. Dieser ist zum einen strukturell überfordernd. Zum anderen ist er zunehmend von medialem Hass bis hin zu physischen Attacken geprägt. Persönliche Erfahrungen beschreiben dies eindrücklich. Unter dem Titel „Bewegung“ werden die Entstehungsgeschichte, prägende Personen, Mobilisierungsformen und Motive von Fridays for Future und Black Lives Matter vorgestellt. Das Schlusskapitel nimmt Bezug auf das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 29.4.2021, das den Freiheitsrechten zukünftiger Generationen einen besonderen Stellenwert in der Klimapolitik beimisst. Aus Sicht der Autoren hat konstruktiver Aktivismus hier Entscheidendes bewegt.

Mit der Aktion „Out in Church“ ist auch in der katholischen Kirche Aktivismus als (kirchen-)politische Handlungsform angekommen. Es lohnt sich, dieses Phänomen näher zu betrachten. „Wie kann ich was bewegen?“ ist eine gut lesbare Einladung, bekannte Protagonisten eines konstruktiven Aktivismus näher kennen zu lernen und an ihren Erfahrungen teilzuhaben.

*Hanno Heil*

Tim Jackson

**Wie wollen wir leben?**

**Wege aus dem Wachstumswahn**

Aus dem Englischen von Eva Leiprand  
in Zusammenarbeit mit Linda Geßner

München: oekom Verlag, 2021

303 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-96238-292-6

Tim Jackson nimmt die Covid-19-Krise, in der schnelles Handeln des Staates möglich war, zum Anlass, erneut seine grundlegende Wachstumskritik zu publizieren. Grundanliegen des Buches ist es, kulturelle Mythen zu hinterfragen und „neue Mythen, bessere Erzählungen und klarere Visionen zu entwickeln“, was genauso lebenswichtig ist, wie die Dynamik des Zusammenbruchs des bisherigen Systems zu verstehen. Das Postwachstumsnarrativ ist für ihn neuer Gründungsmythos.

Der Autor hinterfragt Wachstum, Wohlstand, Naturzerstörung, Macht und Fragen nach dem, was dem begrenzten Leben Sinn gibt. Die Unzufriedenheit in einer Gesellschaft, die auf Konsumismus baut, ist bei weitem nicht neu, aber wieder aktuell, wenn man auf die Zunahme psychischer Leiden in den USA schaut. Seit Beginn des 21. Jh. ist die Suizidrate um fast 1/3 gestiegen, hauptsächlich bei 15- bis 29-jährigen. Gut leben heißt folglich nicht, mehr zu haben.

Zur Steigerung der Lebenszufriedenheit tragen wachsende Einkommen bis etwa 20.000 \$ bei, wenn man von einem sehr geringen Niveau ausgeht, darüber steigt die zusätzliche Zufriedenheit deutlich weniger. Dagegen nimmt die Lebenszufriedenheit durch große Ungleichheit wieder ab. Dazu zitiert Jackson den Utilitaristen John Stuart Mill: „Nur diejenigen sind glücklich, die ihren Sinn auf etwas anderes gerichtet haben als auf ihr eigenes Glück; auf das Glück anderer ...“ Reichlich 100 Jahre später zeigt Amartya Sen, dass Wohlstand von den Verwirklichungschancen her zu verstehen ist.



Häufig bezieht sich Jackson auf die Tugendlehre von Aristoteles. Tugend ist Tätigkeit der Seele, zwischen zwei Lasten, Mangel und Übermaß. Ziel ist die Eudaimonia, welche weniger Glück, vielmehr Glückseligkeit meint. Demzufolge ist es zu eindimensional, das Wirtschaftswachstum (BIP-Wachstum) mit sozialem Fortschritt gleichzusetzen. Menschliche Bedürfnisse sind zum einen physisch und zum anderen psycho-sozial, für die Gesundheit sind Letztere existentiell. Sein Modell von Gesundheit ist ein Balanceakt zwischen den fünf Dimensionen: physiologisch, psychologisch, sozial, sexuell, spirituell. Der Exzess einer Dimension kann durch Fülle einer anderen behoben werden, so Jackson.



Aus sozialen und aus ökologischen Gründen wird die Kritik am Wachstum (des BIP) von renommierten Ökonomen wie Joseph Stiglitz „Wenn wir das Falsche messen, werden wir das Falsche tun“ oder dem Agrarökonom Herman Daly geteilt. Für ihn ist die Wirtschaft eine 100%ige Tochter der Umwelt, weil Ökonomie und Biologie sich beide mit dem Prozess des Lebens beschäftigen. Die Gegenposition vertritt der Chicago-Ökonom Milton Friedman, der 1970 den Aufsatz „The business of business is business“ schrieb. Er war der Stichwortgeber für Ronald Reagan und Margaret Thatcher und steht für Monetarismus und Deregulierung. Dieser Ansatz begünstigt Kapitalinteressen und kehrt sozialen Fortschritt um. Adam Smith sah die Aufgabe des Staates, ungebremstes Eigeninteresse zu zügeln.

Diese ökonomischen Glaubenssätze verweisen auf das erhellende Kapitel „Ökonomie ist eine Erzählkunst“, in welchem Jackson sich auf Robert Shiller und Deirdre McCloskey bezieht. Am Beispiel der Evolutionstheorie zeigt er, wie die Interpretationen vom jeweiligen gesellschaftlichen Umfeld geprägt werden. Die Kampfmetapher „survival of the fittest“ wurde maßgeblich von Thomas Hobbes, Thomas Maltus und Herbert Spencer beeinflusst. Dagegen erklärte im 20. Jh. die Biologin Lynn Margulis gegen Widerstände aus dem eigenen Fach, dass symbiotische Zusammenarbeit von Bakterien am Beginn der Evolution steht und der weitere Entwicklungsprozess eher durch Symbiosen geprägt wurde, was dem Verständnis von Ökosystemen näherkommt.

Tim Jackson distanziert sich vom grünen Wachstum, welches die Wirtschaftsleistung vom Ressourceneinsatz entkoppelt. Diese Polarisierung ist nicht zwingend, denn beide beziehen sich auf das BIP. Eine Alternative bietet eine andere Bilanzierung des wirtschaftlichen, ökologischen und sozialen Zustands eines Landes. Neben dem BIP stehen demnach weitere Kennzahlen wie der Human Development Index, Vermögensverteilung, Care-Arbeit, sozialer Zusammenhalt, Treibhausgas-Bilanz, Versiegelung, Artenschutz. Die Politik bekäme so eine handlungsleitende Orientierung.

Der Verweis auf die eigene Sterblichkeit und Liebe ist ohne Zweifel zentral und gibt der Wirtschaft ein Ziel. Aus dieser Perspektive ließe sich die Frage des Titels beantworten: „Wie wollen wir leben?“

*Georg Horntrich*



Minouche Shafik

**Was wir einander schulden**

**Ein Gesellschaftsvertrag für das 21. Jahrhundert**

Aus dem Englischen von Karen Genschow

Berlin: Ullstein Verlag, 2021

350 Seiten mit s-w Abb.

22,00 €

ISBN 978-3-550-20116-5

Der Titel verspricht viel angesichts Krisen unserer Zeit. Gesellschaftsverträge haben Ihren Platz in der Geschichte der Philosophie und große Namen verbinden sich mit ihnen. Minouche Shafik ist seit 2017 Direktorin der London School of Economics and Political science, zuvor war sie bei der Weltbank, dem IWF und der Bank of England tätig. Entsprechend ist das gut lesbare Buch von OECD-Daten und Länder-Rankings geprägt.

Drei Prinzipien sollen den neuen Gesellschaftsvertrag leiten: 1) Jede/r bekommt ein garantiertes Minimum, um ein würdiges Leben zu führen. 2) Von jeder/m wird erwartet, möglichst viel zum Gemeinwohl beizutragen. Dafür erhält man maximale Chancen durch lebenslange Weiterbildung. 3) Es braucht einen Schutz vor Risiken, wie Krankheit, Arbeitslosigkeit und Altersarmut. Beim 2. Prinzip stellte sich die Frage, ob es tatsächlich für alle, Reiche und Superreiche eingeschlossen, gilt. Sie lehnt jegliche Art von Vermögenssteuern ab und argumentiert, dass Reiche genügend Wege finden, sich der Steuer zu entziehen. Außerdem wirken andere Maßnahmen wie Bildung und Investition in Gesundheitsinfrastrukturen zur fairen Chancenverteilung besser, so Shafik.



Die Autorin durchstreift in den Kapiteln Kinder, Bildung, Gesundheit, Arbeit, Alter, Generationen und vergleicht Länder, dabei hat sie insbesondere die Frauen im Blick. Tabellen und Grafiken geben manch bemerkenswerte Einsicht. So braucht es in Deutschland sechs Generationen, um von einem niedrigen zu einem mittleren Einkommen zu gelangen. In skandinavischen Ländern sind es dagegen nur 2 oder 3. Die hohe Rentabilität der Investition in Bildung, vorwiegend in den frühen Jahren, sollte so langsam gelernt sein. Ebenfalls bringt berufliche Weiterbildung bessere Renditen als ein durchschnittliches Aktiendeopot. Die Entwicklung von neuen Medikamenten und Technologien lassen die Gesundheitsausgaben in allen Staaten steigen, dagegen fehlt rund um die Welt medizinisches Personal. Die meisten Länder haben eine öffentlich-private Mischfinanzierung mit unterschiedlichem Erfolg. Die USA haben an Gesundheitsausgaben pro Kopf mit Abstand die höchsten und sind zugleich das einzige Land, in dem die Lebenserwartung vor allem bei Männern sinkt.

Das traditionelle Arbeitsmodell erodiert weiter und verlangt von den Arbeitnehmern immer mehr Anpassung und Flexibilität, Weiterbildung oder dem Wechsel der Branche. Futuristisch wirkt die Aufzählung von stabilen, neu entstehenden und überflüssigen Jobs. Ein bedingungsloses Grundeinkommen lehnt Shafik ab, befürwortet aber Mindesteinkommen, Sicherheit für jene, die in flexiblen Arbeitsverhältnissen tätig sind, und Unterstützungen im Strukturwandel. Der demographische Wandel erfordert eine längere Lebensarbeitszeit. Der neue Gesellschaftsvertrag für das 21. Jahrhundert soll alle Kapazitäten zur Stärkung der Produktivität mobilisieren. Kinderbetreuung, Bildung, Gesundheitssystem und ein späterer Renteneintritt dienen diesem Ziel.

Insgesamt scheint der neue Gesellschaftsvertrag darauf hinauszulaufen, dass sich alle Menschen den jeweiligen wirtschaftlichen Entwicklungen anpassen. Gesundheit und Bildung sind weniger Selbstzweck, sondern vielmehr Mittel, um künftig arbeitsfähig zu sein. Zwar beruft Shafik sich mehrfach auf Amartya Sen, ihr Buch klingt kaum nach „Ökonomie für den Menschen“ (Development as Freedom). Die derzeit entscheidenden globalen Krisen, der Klimawandel und der dramatische Verlust der Arten, spricht sie nur im Kapitel „Generationen“ an. Eine CO<sub>2</sub>-Steuer ist das Instrument, welches Innovationen für emissionsfreie Technologien auslöst. Angesichts der Klimastreiks der Jugend in vielen Ländern stellt sie das deutlich gestiegene produktive Kapital sowie das leicht gestiegene Humankapital (bessere Bildung) dem Verlust von Naturkapital entgegen, was inkomensurabel ist, selbst wenn Ökosystemdienstleistung monetär verrechnet werden.

Die Überschreitung planetarer Grenzen, globale Ungleichheiten und unterschiedliche Verteilung von Risiken werden nicht thematisiert. Von der Konkurrenz der Länder oder von sozialer und ökologischer Gerechtigkeit liest man so gut wie nichts. Wer das Thema Reichtum und Superreichtum ausblendet, stellt folglich keine Machtfragen. Ökonomie allein, so elaboriert sie sein mag, wird immer scheitern, wenn sie nicht anschlussfähig an und eingebunden in die Perspektiven anderer Wissenschaften ist. Wir brauchen einen Gesellschaftsvertrag – einen, der alle einschließt, Arm und Reich, Nord und Süd, Klima und Natur.

*Georg Horntrich*

Matthias Gockel  
mit Oliver Kobold  
**Sterbehilfe**  
**33 Fragen – 33 Antworten**

München: Piper Verlag, 2020  
128 Seiten  
10,00 €  
ISBN 978-3-492-31720-7

Der Internist Dr. med. Matthias Gockel ist leitender Oberarzt der Palliativmedizin im Vivantes-Klinikum im Friedrichshain in Berlin. Sie ist die dritte Palliativstation, die er in leitender Funktion betreut – und an den Stellen des Buches, wo Gockel von seinen Gesprächen mit Patientinnen und Patienten berichtet, merkt man diese Erfahrung an. Hier spricht jemand, der sich einem komplizierten, oftmals mit Angst besetzten Thema stellt.

Das Buch ist Teil einer Reihe, in der der Piper-Verlag Orientierung in drängenden gesellschaftlichen, politischen und wissenschaftlichen Themen anbietet. Die Bände, so der Verlag, „kommen sofort auf den Punkt, sind von erfahrenen Autoren geschrieben und sehr gut lesbar – ohne akademischen Ballast“. Das Buch „Sterbehilfe“ besteht deshalb aus vielen kleinen informativen Kapiteln (2-4 Seiten). Es reagiert auf die Debatte, die durch das Bundesverfassungsgerichtsurteil, Artikel 217 StGB (Verbot der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung) sei verfassungswidrig, im Parlament, in der Ärzteschaft wie in der Öffentlichkeit ausgelöst wurde.

Die Kapitel helfen, mit überkommenen Kategorien wie aktive, passive und indirekte Sterbehilfe aufzuräumen und die Sterbehilfepraxis in den Niederlanden, der Schweiz oder den Vereinigten Staaten kennenzulernen. Gockel lässt Statistiken sprechen und verschiedene kritische Stimmen in kurzen Zitaten zu Wort kommen – damit schafft er es, die Ambivalenz, die gesellschaftlich zu dem Thema Suizidassistentz gehört, abzubilden.

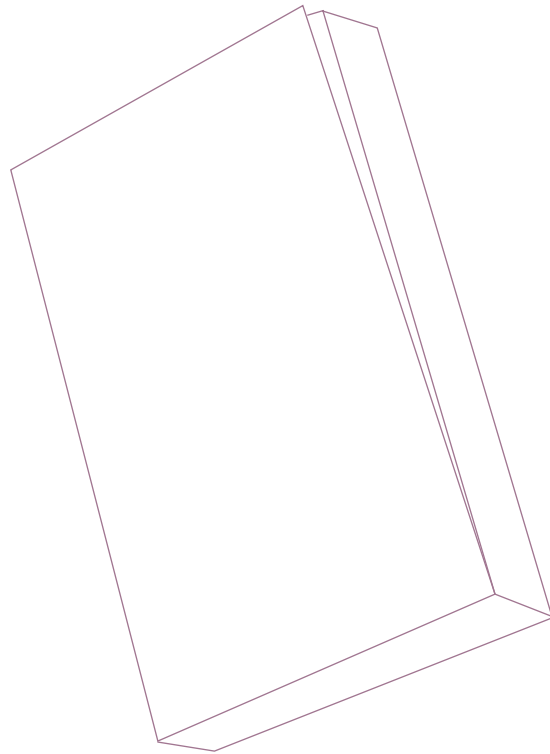
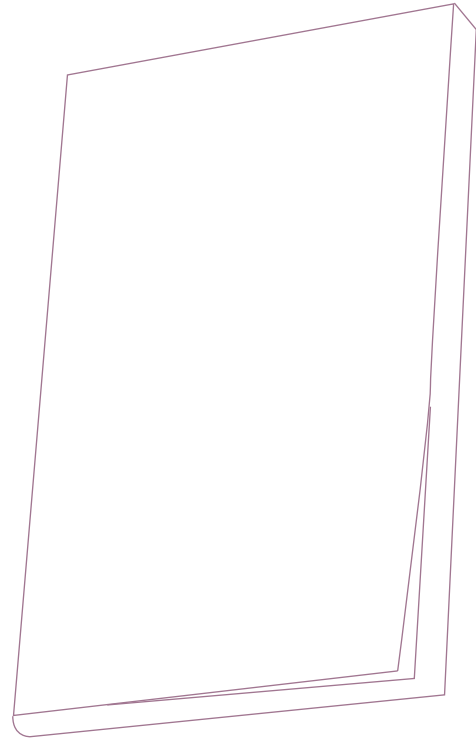


Auch seine eigene Profession nimmt er in den Blick: nicht jeder Arzt und jede Ärztin setze sich mit dem Sterben auseinander, weshalb viele das Thema zu spät mit ihren Patientinnen und Patienten ansprechen und damit die Chance auf eine gute ganzheitliche Behandlung am Lebensende vergäben.

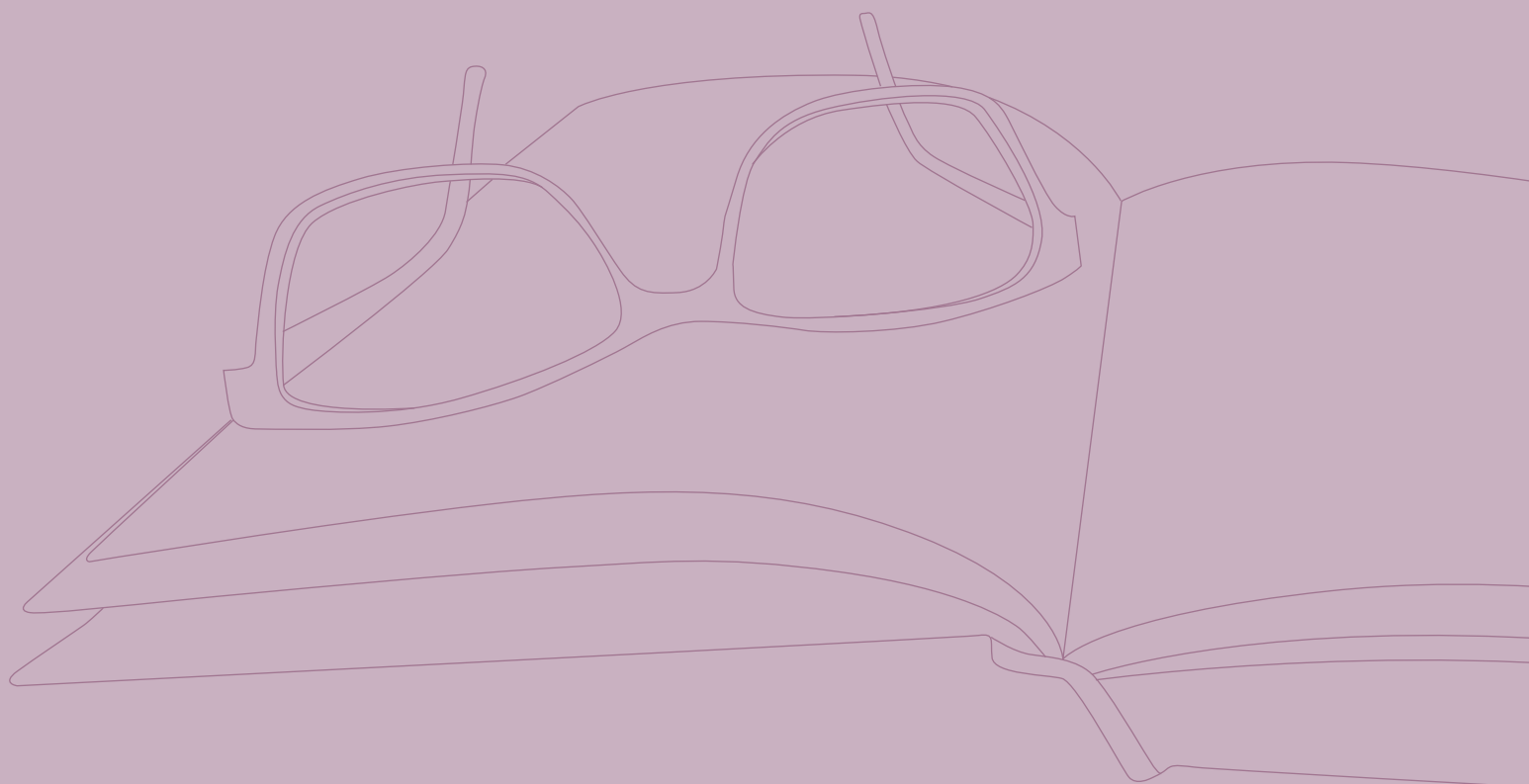
„Können Ärzte überhaupt gute Sterbehelfer sein?“ Diese zentrale Frage beantwortet Gockel mit einem ehrlichen „Einerseits – andererseits“. Ebenso ehrlich ist er bei der Frage, ob wir mehr Hospize benötigten und ob die Stärkung der Palliativmedizin den Wunsch nach Suizidassistentz aufheben wird. Das Buch kennt keinen Königsweg – für viele Leser und Leserinnen wird dies von Wert sein, für Menschen, die Halt suchen, eine Beunruhigung.

Für Pädagoginnen und Pädagogen ist das Buch eine gute Möglichkeit, sich zügig den notwendigen Hintergrund zu verschaffen, um ethische Fragestellungen zu entwickeln. Um die Praxis kritisch zu hinterfragen, braucht es vertiefender Literatur.

Dewi M. Suharjanto



# ☪ PÄDAGOGIK / RELIGIONSPÄDAGOGIK



Ulrich Kropač / Ulrich Riegel (Hg.)  
**Handbuch Religionsdidaktik**  
Kohlhammer Studienbücher Theologie Bd. 25

Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. 2021

616 Seiten

42,00 €

ISBN 978-3-17-039030-0

Die Bedingungen religiöser Bildung, speziell des schulischen Religionsunterrichts, sind heute geprägt von Aspekten der Pluralisierung sowie Säkularisierung des gesellschaftlichen Lebens, der nicht nur religiösen, sondern in vielfacher Hinsicht beobachtbaren Heterogenität der Schülerinnen und Schüler und einer Digitalisierung der Lebenswelt, die auch religiöses Lernen betrifft. Mit der erklärten Absicht, auf diese gegenwärtigen Bedingungen zu reagieren und eine dem entsprechende zeitgemäße Religionsdidaktik zu entwickeln, legen Ulrich Kropač und Ulrich Riegel in der Reihe Studienbücher Theologie des Kohlhammer Verlags 2021 das neue „Handbuch Religionsdidaktik“ vor. Auf 616 Seiten werden hier Grundlagen der Religionsdidaktik eines zukunftsfähigen Religionsunterrichts von verschiedenen Expertinnen und Experten verschiedener Konfessionen und Religionen entfaltet, wobei der Großteil der Autorinnen und Autoren naturgemäß Lehrstuhlinhaber und Dozenten der Religionspädagogik und damit Vertreterinnen und Vertreter der ersten Phase der Lehrerbildung sind. Unter ihnen finden sich aber auch Fachleiterinnen und Fachleiter, die die zweite Phase der Lehrerbildung mitverantworten, sowie Lehrerinnen und Lehrer selbst, die das Knowhow ihrer praktischen Berufserfahrung in ihre Beiträge miteinfließen lassen. Somit ist dieses Grundlagenwerk geprägt durch eine ökumenische und interreligiöse Perspektive sowie einer Ausrichtung an Adressaten in allen Phasen der Ausbildung.



Am Anfang des Bandes (I) steht eine Vergewisserung über den Gegenstand religiöser Bildung in der Schule, dessen Begründung und Bedeutung nicht nur im Spiegel kirchlicher Leittexte und des aktuellen Bildungsdiskurses, sondern auch im Hinblick auf ausgewählte Themen des gesellschaftlich-politischen Diskurses – Differenz, Geschlechter und Gender; Inklusion und Gerechtigkeit – reflektiert wird, aus denen B. Grümme in seinem Ansatz einer „aufgeklärten Heterogenität“ einen Paradigmenwechsel in der Reflexion des religionspädagogischen Diskurses und der „Mechanismen religionspädagogischer Praxeologie“ ableitet. Den im Religionsunterricht agierenden Personen widmen sich Beiträge, die zum einen die Professionalität und den besonderen Anspruch an die Lehrperson als Vertreter der Kirche reflektieren und zum anderen die Schüler in ihrer Identitätsentwicklung auch in religiös-weltanschaulicher Hinsicht als „Digital Natives“ (III). Ausgehend vom Selbstverständnis des Religionsunterrichts verschiedener Konfessionen und Religionen



– die jüdische und die islamische Perspektive finden jeweils in einem Beitrag Eingang – in Deutschland (II) und von wissenschaftlich erhobenen Befunden zur Entwicklung des Religionsunterrichts (IV) werden Modelle des Religionsunterrichts u.a. auch in europäischer Perspektive (V) vorgestellt, wobei hier angesichts der eingangs konstatierten Heterogenität der Schüler das mittlerweile in vielen Bistümern bereits in variierenden Ausprägungen etablierte Modell des konfessionell-kooperativen Religionsunterrichts folgerichtig als zukunftstauglich gewertet wird, insbesondere wenn der so konzipierte Religionsunterricht sich perspektivisch auch interreligiösen Kooperationsformen öffnet.

Verschiedene Kapitel thematisieren im Anschluss an die so dargestellten Grundlagen die Praxis des Religionsunterrichts: Mit Korrelation, Kinder- und Jugendtheologie, performativem RU und konstruktivistischer Religionsdidaktik werden vier grundlegende religionsdidaktische Ansätze dargestellt (VI), wobei auch hier stets der dialogische Charakter eines zukunftsfähigen Religionsunterrichts betont wird. Bei den religionsdidaktischen Lernformen spiegelt sich dieser im ökumenischen und interreligiösen Lernen sowie bei Perspektivenübernahme und -wechsel als einer grundlegenden Kompetenz mit Blick auf unterschiedliche Themen des Religionsunterrichts wider. Die Aktualität des Werkes spiegelt sich darüber hinaus in einem Beitrag von Katrin Bederna zur Didaktik religiöser Bildung für nachhaltige Entwicklung, die den besonderen Beitrag des Faches zum öffentlichen Bildungsauftrag im Rahmen der Schöpfungsdidaktik und des ethischen Lernens hervorhebt. Die Einsatzmöglichkeiten und Anforderungen an Schulbücher für den Religionsunterricht werden im Kontext der Planung von Unterricht umrissen. Mit der Kompetenzorientierung und der Elementarisierung werden zwei

wiederum in dialogischer Perspektive – von theologischen bzw. religiösen Inhalten auf der einen Seite und der Lebenswelt und den elementaren Fragen und Erfahrungen der Schülerinnen und Schüler auf der anderen Seite – angelegte Grundprinzipien der Unterrichtsplanung sowie darüber hinaus noch Möglichkeiten und Bedeutung der Artikulation einer solchen Planung etwa in Unterrichtsverlaufsskizzen skizziert (VIII). Wenn in einem weiteren Kapitel (IX) exemplarische Lernwege für einen abwechslungsreich in methodischer und inhaltlicher Vielfalt gestalteten Religionsunterricht vorgestellt werden, kann dies nicht mehr als ein Blitzlicht auf die für das Fach besonders charakteristischen Medien und Methoden bieten und wird jeweils ergänzt durch maximal drei weiterführende Literaturhinweise. Wenn etwa am Ende des Beitrags von Viera Pirker zu Lernwegen in virtuellen Welten aus dem beinahe grenzenlos anmutenden Angebot einzelne Spiele und Websites erwähnt und deren Einsatzmöglichkeiten im Unterricht angedeutet werden, kann dies nicht mehr als ein „Appetizer“ sein. Hier wären Hinweise hilfreich auf Websites wie [relilab](#), wo sich eine Vielzahl geeigneter digitaler Medien für den Religionsunterricht neben Grundsatzbeiträgen und Diskussionsforen zum Thema finden.

Die unterschiedliche Ausprägung des Religionsunterrichts in den jeweiligen Schularten wird thematisiert, wobei die einzelnen Beiträge des Kapitels (X) sich eher auf Schulstufen (Primarstufe, Sekundarstufe I und II) und nur auf zwei Schultypen (Berufliche Schulen, Förderschulen) beziehen und durch einen übergreifenden Beitrag zum Thema Inklusion ergänzt werden. Während hier also die Ausprägung von Religionsunterricht in Bezug auf unterschiedliche Altersstufen exemplarisch und in gebotener Kürze skizziert wird, wird anschließend in einzelnen Beiträgen der fachinterne Rahmen überschritten

und nach der Bedeutung des Religionsunterrichts im Kontext von fächerübergreifender Kooperation, Schulpastoral / Schulseelsorge, Gemeinde vor Ort und Öffentlichkeit gefragt (XI). Dabei werden jeweils deutlich die Herausforderungen, Chancen und Grenzen einer Kooperation bzw. eines Überschreitens des unterrichtlichen Rahmens etwa durch schulpastorale Angebote oder das Durchführen eines Compassion-Projekts benannt. Das Handbuch schließt mit einem Blick auf die Religionsdidaktik als wissenschaftliche Disziplin in ihrer historischen Genese, ihrem Selbstverständnis als Wissenschaft, die zwischen Theorie und Praxis der religiösen Bildung angesiedelt ist, sowie auf die wesentlichen Formate der religionsdidaktischen Forschung (XII).

Die durchgängig dialogische Konzeption des Werks – in ökumenischer, aber auch interreligiöser Hinsicht – eröffnet eine Perspektive für einen zukunftsfähigen Religionsunterricht, die in der Praxis von Studium, Ausbildung und Unterricht durch entsprechende Kooperationen bereits erprobt wird, aber noch nicht ausreichend etabliert ist. Auch die aufgegriffenen Querschnittsthemen Heterogenität und Digitalisierung sind unabdingbar für die zeitgemäße religiöse Bildung. Das Handbuch verschafft als Gesamtlektüre einen Überblick über die wesentlichen und charakteristischen traditionellen wie aktuellen Aspekte der Religionsdidaktik auf unterschiedlichen Ebenen, ist aber auch als Nachschlagewerk mit weiterführenden Literaturhinweisen empfehlenswert, wobei der normierte Umfang der einzelnen Artikel zur Lesefreundlichkeit beiträgt. Das Handbuch Religionsdidaktik kann somit in allen Phasen der (Aus-) Bildung insbesondere von Religionslehrerslehrerinnen und -lehrer als kompetenter Begleiter empfohlen werden.

*Ute Lonny-Platzbecker*

Rudolf Englert / Sebastian Eck

**R-A-D-E-V**

**Religionskundliche Lehrstücke im Praxistest**

*Religionspädagogische Bildungsforschung, Band 7*

Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt. 2021

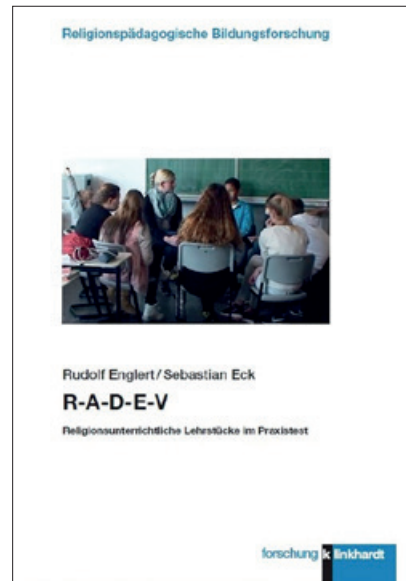
246 Seiten m. s-w Abb.

32,00 €

ISBN 978-3-7815-2448-4

In seinen „Ästhetischen Studien“ schreibt Franz Grillparzer 1844: „Das ist der innere Zusammenhang des Drama, daß jede Scene ein Bedürfnis erregen und jede eines befriedigen muß.“ Rudolf Englert und Sebastian Eck beziehen sich in ihrem Buch mit dem kryptischen Titel R-A-D-E-V zwar an keiner Stelle auf Grillparzer oder eine der vielen Dramentheorien von der Antike bis zur Gegenwart. Doch die religionspädagogische Forschungsgruppe Essen, zu der neben Englert und Eck mehrere weitere Personen gehören, vergleicht den Aufbau des (Religions)-Unterrichts konsequent mit der Akteinteilung eines Dramas. Der Reflexion über die Dramaturgie des Unterrichts schenken Englert und Eck deshalb große Aufmerksamkeit; sie ist das Herzstück des Buches. Ausgangspunkt ist jedoch eine Problemanzeige. Denn nach Einschätzung der Autoren fehlt dem gegenwärtigen Religionsunterricht der innere Zusammenhang, ein inspirierender Spannungsbogen. Mit anderen Worten: In seiner aktuellen Gestalt kann der Religionsunterricht – als Drama verstanden – weder Bedürfnisse erregen noch befriedigen. Es ist nicht lebensbedeutsam und muss dringend überarbeitet werden.

Englert und Eck entfalten diese These, indem sie die fünf Standards für religionsunterrichtliches Arbeiten sukzessive in den Blick nehmen und dazu jeweils eine pointierte Diagnose formulieren. Die Anfangsbuchstaben dieser Standards bilden den Titel des Buches: Relevanz, Anspruchsniveau, Dramaturgie, (Lehrer-)Expertise und Vernetzung. In allen diesen Bereichen weist der heutige Religionsunterricht gravierende Defizite auf. Bei religiösen und selbst anthropologischen Themen werde die Relevanzfrage vermieden – nicht zuletzt wegen der wachsenden Tendenz zur Versachkundlichung. Kognitiv sei



das Fach kaum anregend, zumal die Fremdheit der Inhalte zugunsten oberflächlich-plausibler, aber nicht tragfähiger Analogien reduziert werde. Die Fragmentierung der Lernprozesse und ihre formale, nicht von der Sache her gedachte Überstrukturierung führe dazu, dass der potentielle Spannungsbogen übersehen und kein Lernfortschritt erreicht werde. Da sich die Religionslehrer/innen bloß noch als disziplinierende Moderator/innen verstünden, bleibe ihre Expertise weitgehend ungenutzt. Und schließlich werde das vernetzende Lernen im Fach Religion oft nur ansatzweise gefördert.

Diese Diagnose mag auf den ersten Blick allzu pauschal erscheinen, aber Englert und Eck untermauern sie souverän durch gezielte Verweise auf die einschlägige Forschungsliteratur. Obwohl beide Autoren der Meinung sind, dass auch andere Unterrichtsfächer eklatante dramaturgische Schwächen aufweisen, ist ihre Diagnose für den Religionsunterricht besonders fatal. Denn Religion habe in der Lebenswelt der Schüler/innen ohnehin nur einen marginalen Stellenwert. Wie schon Eva-Maria Leven gezeigt habe, entspreche das im Unterricht vermittelte Grundwissen zudem keineswegs den von Jugendlichen erwarteten Standards objektiven Wissens und könnte insofern kaum noch angemessen erschlossen werden.

Angesichts der vielen abgebrochenen oder beschädigten Brücken zwischen Lebenswelt und Unterricht halten die Essener Forscher Resignation indes für unangebracht. Sie sind angetreten, die Schwächen des Religionsunterrichts in Stärken zu verwandeln. Dazu greifen sie auf die Lehrkunst- oder Lehrstückdidaktik zurück. Damit nicht nur an winzigen Stellschrauben gedreht werde, sondern das große Ganze transformiert werde, müsse Religionsunterricht als Bildungsgeschehen begriffen werden, das es auf das „Fundamentale“ abgesehen habe. Es müsse nach Gegenständen und Fragen gesucht werden, die besonders geeignet sind, Schüler/innen die Relevanz, das Frageformat und die Erkenntniswege des Religionsunterrichts vor Augen zu führen. Der Didaktik, die Englert und Eck in Anlehnung an Gottfried Hausmann als „Dramaturgie des Unterrichts“ verstehen, kommt dabei sowohl in Planung als auch Durchführung die zentrale Rolle zu.

Wie theologische Probleme für den Religionsunterricht so aufbereitet werden können, dass sie Relevanz und Anspruch erhalten, Expertise erfordern und Vernetzung ermöglichen, versuchen die Autoren anhand von fünf Lehrstücken (für unterschiedliche Jahrgangsstufen) aus Fundamentaltheologie, Christologie, Kirchengeschichte und Ethik zu verdeutlichen. Diese Lehrstücke werden vorgestellt, analysiert und ausgewertet. Die Analyse ist dreigliedrig angelegt. In den Sequenziellen Analysen werden Schlüsselszenen untersucht, in den Dramaturgischen Analysen die Reihenkomposition und in den Vergleichenden Analysen werden die Lehrstücke so aufeinander bezogen, dass die Gelingensbedingungen von Lehrstücken erkennbar werden. Die Analysen sind ausführlich, methodisch reflektiert und (selbst-)kritisch. So stellen die Autoren z.B. fest, dass Lehrstücke zwar weniger einen Moderator als einen Regisseur erfordern, den Äußerungen der Schüler/innen mitunter aber nicht genügend Platz einräumen. Weniger überzeugend als die Analyse ist die (z.T. uneinheitliche) Terminologie. Die Lehrstücke werden jeweils in vier oder fünf Akten entfaltet, die sich Exposition, Aktivierung, Progression, Adaption und Reflexion nennen. Beim ethischen Lehrstück folgt die Reflexion jedoch auf vier durchnummerierte Phasen der Aktivierung. Diese Bezeich-

nung ist eine Lehrformel. Es stellt sich ohnedies die Frage, ob der Spannungsbogen mit Begriffen aus der klassischen Dramentheorie nicht besser beschrieben wäre. Denn die Progression kennzeichnet ja nicht nur einen einzigen Akt, sondern ist das Ziel der Reihe insgesamt. Darüber hinaus könnte es klug sein, in jede Unterrichtsreihe ein retardierendes Element zu integrieren, um die Schüler/innen von vor-schnellen Antworten abzuhalten – eine Gefahr, die angesichts der rasch formulierten und oft harschen Urteile in den Social Media stärker denn je zu bestehen scheint. In diesem Zusammenhang könnte sich auch die Frage stellen, ob der Unterricht einen kathartischen Effekt besitzt. Schließlich wäre es sinnvoll, auch Einzelstunden nach ihrer Dramaturgie zu untersuchen.

Doch diese Einwände sind Marginalia angesichts der beeindruckenden analytischen Leistung der Autoren, die in sehr anregende Befunde münden. Einige dieser Befunde seien hier erwähnt: In der Exposition einer Reihe sollten Fragen aufgeworfen werden, die Schüler/innen über einen längeren Zeitraum gedanklich und emotional zu beschäftigen vermögen. Eine Perturbation sei kaum noch möglich, da die Lebenswelt der Schüler/innen einerseits durch eine selbstverständlich gewordene religiöse Pluralität geprägt sei und andererseits Religion für die Identitätsbildung immer weniger bedeutsam sei. Gegen die zugleich entstandene Tendenz zur Subjektivierung religiöser Auffassungen und zur Homogenisierung individueller Urteile müsse der Religionsunterricht einen Kontrapunkt setzen und zeigen, dass die Orientierungen, die religiöse Traditionen bieten, gleichwohl begründungsfähig und reflexiv verhandelbar seien. Dafür brauche es Lehrer, die ein Gespür für inhaltliches Qualitätsmanagement (Nachfragen, Prüfen von Argumenten) besitzen, direkte Instruktionen nicht scheuen und den Schüler/innen demonstrieren, dass ein Denken in Gegensätzen selten weiterführt.

Die Autoren beanspruchen für ihre Befunde zwar keine repräsentative Gültigkeit, sie halten sie aber für religionsdidaktisch diskussionswürdige Hypothesen. In der Tat bietet das Buch jede Menge Diskussionsstoff – auch und gerade, weil die Autoren

Ulrich Riegel

**Das Wunderverständnis von Kindern und Jugendlichen**

*Theoretische Klärungen – empirische Befunde – didaktische Konsequenzen*

*Religionspädagogik innovativ 41*

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag, 2021

190 Seiten m. Schemata

39,00 €

ISBN 978-3-17-041046-6

ihre Lehrstücke stark von den Inhalten her entwickeln und den Verstehenshorizont der Adressaten gelegentlich zu wenig in die Planung einfließen lassen. Bei der Weiterentwicklung ihres Ansatzes ließen sich Inhalts- und Schülerorientierung insofern noch besser austarieren. Auch bei den Befunden fehlt die Multiperspektivität. Denn die Autoren verzichten darauf, die Einschätzungen der Schüler/innen in ihrer Auswertung zu berücksichtigen. Ihr Argument ist paternalistisch: Als geschulte Beobachter könnten sie besser sehen, ob die Fragen der Lehrstücke für die Schüler/innen relevant waren. Auch die perspektivischen Optimierungsmöglichkeiten können den immensen Wert des Buches als engagierter Debattebeitrag aber nicht verringern. Kurzum: R-A-D-E-V ist eine Pflichtlektüre für all jene, die sich um die Qualitätssicherung und -entwicklung des Religionsunterrichts bemühen. Sie werden ein Buch zu lesen bekommen, das – dramaturgisch geschickt – überall Bedürfnisse erregt und befriedigt.

*Alexander Schüller*

Neutestamentliche Wundererzählungen sind für ein theologisches Verständnis der Botschaft und Person Jesu Christi von fundamentaler Bedeutung und als solche aus dem Religionsunterricht aller Altersstufen nicht wegzudenken. Unabdingbar für einen gewinnbringenden unterrichtlichen Zugang ist dabei die Kenntnis diesbezüglicher „Präkonzepte“ der Schülerinnen und Schüler. Genau hier setzt die empirische Studie des Siegener Religionspädagogen Ulrich Riegel an und bietet in einer Verbindung von qualitativen und quantitativen Verfahren Einsichten in das aktuelle Wunderverständnis von Kindern und Jugendlichen vor dem Hintergrund fortschreitender kultureller Säkularisierung. Als Grundlage der Untersuchung dienen die Produkte von 2723 Schülern der Jahrgangsstufen 1 bis 12 aus NRW und Rheinland-Pfalz, die von Studierenden des Fachs Katholische Religionslehre an der Universität Siegen v.a. im Rahmen der Studienprojekte ihres Praxissemesters gesammelt wurden.

In Kapitel 1 erschließt der Autor den Begriff des Wunders einerseits im Kontext antiker biblischer Tradition mit ihren vielfältigen hermeneutischen Zugängen und andererseits im Kontext modernen Denkens mit all seinen Ambivalenzen zwischen naturwissenschaftlichem Weltbild, Populärkultur (Harry Potter, virtuelle Spiele etc.) und Alltagsdeutungen. Wundererzählungen seien sowohl in der biblischen Tradition wie in der Gegenwart Ausdruck einer mythischen Denkfigur und als solche Deutungsangebote.





In der kritischen Auseinandersetzung mit geläufigen entwicklungspsychologischen Theorien religiöser Entwicklung (Kapitel 2) unterscheidet Riegel zwischen zwei Formen der mythischen Denkfigur: dem wörtlichen und dem symbolischen mythischen Denken. Letzteres ist Voraussetzung dafür, dass auch mythisches Denken im Rahmen aufgeklärter Vernunft stattfinden kann und sich nicht zwingend ein Prozess der Entmythologisierung vollziehen muss. Die Durchsicht bisheriger Studien zum Wunderverständnis von Heranwachsenden (v.a. aus der Zeit um die Jahrtausendwende) lässt neben der mythischen als weitere Denkfigur die naturphilosophische erkennen, die ebenso zu verschiedenen Ergebnissen hinsichtlich der Bewertung von Wundern führen kann.

Kapitel 3 gibt auf der Grundlage der sich aus den bisherigen Erkenntnissen ergebenden Desiderata detaillierte Auskunft über Fragestellungen, Konzeption, Kontext und Methodik der Studie. Die Daten beruhen schwerpunktmäßig auf schriftlichen Schüleräußerungen und -begründungen bezüglich des Verhaltens Jesu im Anschluss an eine Impulserzählung, die sich an eine von drei möglichen Wundertypen anlehnt.

Bei der ausführlichen empirischen Analyse der Schüleräußerungen (Kapitel 4) kristallisieren sich vier Verständnisse von Wundererzählungen heraus (biblisch-affin, phantastisch, naturphilosophisch grundiertes Verständnis und naturphilosophisch inspirierte Wunderkritik), deren Konkretisierungen in qualitativer wie auch quantitativer Hinsicht differenziert beschrieben werden. Von den zusätzlich hinzugezogenen Prädikatorenn zeigen religiöse Selbsteinschätzung, kognitive Leistungsfähigkeit und Schulstufe den größten Effekt.

Die Auswertung in Kapitel 5 bietet eine Diskussion des empirischen Befunds und zieht erste religionsdidaktische Konsequenzen. Offen benennt Riegel die Stärken wie die Grenzen des gewählten Forschungssettings. So erlaubt der in diesem Themen-sektor erstmalige Einsatz quantitativer Verfahren statistisch belastbare Einsichten. Im Vergleich mit den älteren Studien stellt das phantastische Wunderverständnis ein neues, säkulares Verständnis-konzept mit Transzendenzdimension dar, das es bei der unterrichtlichen Umsetzung zu beachten gilt.

Gleichzeitig verbleiben offene Fragen und Ambivalenzen. Wie z.B. sind die nicht wenigen Schüleräußerungen zu deuten, die keiner der Kategorien zugeordnet werden können? Und wie lässt sich die Dominanz des bibel-affinen Wunderverständnisses verstehen – v.a. als Reflex auf die kulturell immer noch verankerten christlichen Topoi und den Lernort Religionsunterricht? Welche Gründe lassen sich anführen, dass anders als in den älteren Studien keine symbolischen Lesarten von Wundern festzustellen waren? Der Autor macht hier selbst Deutungsangebote, verweist aber auch auf sich ergebende Forschungsdesiderata. Ebenso skizziert er im Anschluss an aktuelle konzeptuelle Zugänge zu Wundererzählungen (performativ, [de-]konstruktivistisch, intertextuell) erste Perspektiven für den Religionsunterricht. Die religionsdidaktische Arbeit im engeren Sinne beginnt dort, wo Riegels gründliche und lesenswerte Studie endet.

*Rita Müller-Fieberg*



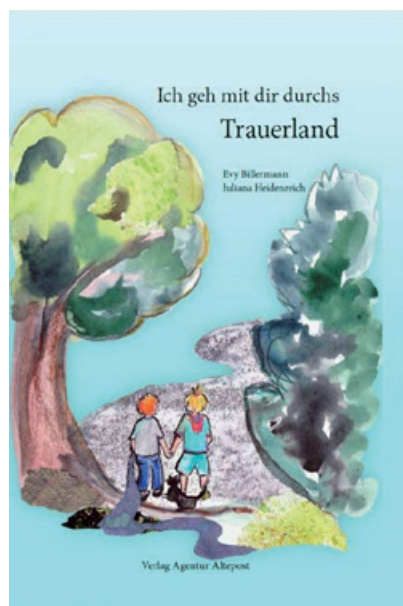
Evy Billermann / Juliana Heidenreich  
**Ich geh mit dir durchs Trauerland**

Hörstel: Verlag Agentur Altepost. 2021  
Ohne Seitenangabe [40 Seiten], farbig illustriert  
14,95 €  
ISBN 978-3-9822428-3-5

Das bemerkenswerte Bilderbuch „Ich geh mit dir durchs Trauerland“ geht mutig und sensibel an ein schwieriges Thema, es beschreibt nämlich die ersten Tage eines Kindes nach dem kaum zu fassenden unerwarteten Tod seines Vaters. Wenn in einer Familie der Vater oder die Mutter stirbt, dann gehören die Kinder oft zu der am stärksten benachteiligten Gruppe, denn das überlebende Elternteil ist ja selbst sehr mit seiner eigenen Trauer beschäftigt und kann kaum Trost spenden. Nicht selten fühlt sich das Kind ganz allein und hilflos mit seinem Verlust und kann sogar in die Rolle des Tröstenden geraten.

Evy Billermann, Sterbe- und Trauerbegleiterin in einem Hospiz, nimmt diese Einsamkeit in der Trauer ernst und stellt dem trauernden Kind im Buch eine verlässliche Freundin an die Seite, die sich mitfühlend, ganz offen und auch neugierig auf den Weg der Trauer ihres Freundes einlässt. In der einfachen und klaren Sprache, die nur das Nötigste sagt, bleibt viel Raum für die Gedanken des Betrachters. Juliana Heidenreich bringt mit ihren detailreichen und berührenden Illustrationen den Text dann richtig zum Sprechen und lädt zu intensiver Betrachtung ein. Die Künstlerin Heidenreich ist im kirchlichen Kontext schon bekannt geworden etwa durch ihre Illustration der „Gütersloher Erzählbibel“ (2004).

Das Bilderbuch geleitet uns durch die Trauerphasen des Jungen Tom, dessen Vater für ihn unerwartet gestorben ist. Sein Weg durch das Land der Trauer gestaltet sich von der anfänglichen Erstarrung und Hilflosigkeit über die beginnende Suche nach dem Vater, im Buch als ein innerer Weg durch verschiedene Länder dargestellt, bis hin zu einer liebevollen, lebendigen und wärmenden Erinnerung, in der Tom die bleibende Beziehung zu seinem Vater schließlich findet. Die meiste Zeit weicht Klara, ein Pippi-Langstrumpf-Typ, nicht von seiner Seite, nimmt seine



Perspektive ein, lässt sich betreffen. Bildlich wird dies etwa durch die Blicke inszeniert. Manchmal schauen beide in die gleiche Richtung, manchmal schaut Tom verloren in die Ferne, während Klara ihn ansieht, ihn wirklich sieht. In der Farbgebung ist Tom am Anfang eher grau gestaltet, Klara hingegen ist bunt, lebenszugewandt. So verhilft sie Tom langsam aus seinem Grau in Grau heraus zu einer lebendigen Trauer.

Die lebenszugewandte, fröhliche Grundhaltung Klaras eröffnet das Bilderbuch. Klara wartet auf ihren Freund, hat alles für eine gute gemeinsame Zeit vorbereitet, aber Tom kommt nicht. In diese bunte, kindliche Welt bricht auf der nächsten Seite der Tod ein, der alles grau macht. Klara sieht, wie Toms Vater von einem Beerdigungsinstitut abgeholt wird. Kontrastierend steht auf der einen Seite Klara in ihrem bunten Garten und auf der anderen Seite sehen wir Tom mit seiner Mutter; nahezu alles ist grau-schwarz getönt, die Mutter greift fast hilflos nach ihrem Sohn. Folgerichtig steht Tom dann verlassen im grauen Raum seiner Einsamkeit, während die Menge der Kondolenzbesucher gesichtslos um ihn herum wogt. Seine Bewegungslosigkeit, ja Nacktheit wird noch dadurch betont, dass er in Socken ist – nur ein Schal, der „Papaschal“, wie der Leser später erfährt, hängt aus seiner Hosentasche.

„Papa ist tot“, sagt Tom. „Plötzlich ist alles dunkel“. Das spürt auch Klara“. An diesem Tiefpunkt für Tom, in seiner ganzen Verlassenheit vollzieht sich der entscheidende Wendepunkt für das Geschehen, denn „Klara nimmt Tom an der Hand“. In diesem schlichten Satz bietet sie ihm Gemeinschaft, Nähe und Mitgefühl, das Einzige, was Tom jetzt braucht, und führt ihn zu einem abgeschiedenen Platz in der hintersten Ecke des Gartens, denn Trauer braucht Ruhe und Zeit. Dieser Ort ist bildlich gestaltet wie eine Höhle, „es fühlt sich so an, als säßen sie in einem großen, schwarzen Loch“; der Theologe fühlt sich an die Zeit der Reifung Jonas im Bauch des Riesenfisches erinnert.

Hier an diesem Ort kann sich dann auch die Frage nach dem Tod stellen. Was ist Tod? „Irgendwie weg, fort, für immer?“ Die Suchbewegung als Trauerphase beginnt. Wo und wie ist der Vater zu finden? Losgelöst als Stern im Sternenland, etwas schemenhaft als Traumgesicht im Traumland oder zwischen Auf- und Niedergang der Sonne immer wieder im Immerland? Der Illustratorin Heidenreich ist es hier durch die Verwendung verschiedenster Techniken (Aquarellmalerei, Collagen, Comic) sehr ansprechend gelungen, das Rätselhafte der Suchbewegung herauszustellen und viel Raum für ein Gespräch zu geben. Und passend kann Tom nun sagen: „Ich bin traurig“, „ich hab Angst“; er ist also nicht mehr erstarrt, sondern kommt langsam ins Spüren seiner schmerzhaften Gefühle. Klaras feste Zusage an diesem Punkt – „Tom, ich geh mit dir durchs Trauerland! ...Versprochen!“ – verbunden mit dem zuversichtlichen Bild der Weggemeinschaft, erinnert implizit an die Zusage Jesu: „Ich bin bei euch alle Tage“. So sind die beiden gemeinsam „traurig, stark, mutig – bereit für die Reise durchs Trauerland“. Dass diese Reise nun nicht leicht und einfach dargestellt wird, sondern als ein Ringen zwischen Trauer und Bewältigung, ist ein starkes Element des Bilderbuches; der Leser und Betrachter wird durch die Klarheit des Textes und die Intensität der Bilder hineingenommen in die schwankenden Gefühle Toms und Klaras Lösungsbemühungen. So gibt sie ihm als „Trauerbegleiterin“ eine Taschenlampe gegen das Dunkel und Pappas Schal gegen die Kälte. Beide bilden für Tom eine Art von Übergangsobjekten, so dass er lernt, durch seine Trauer zu gehen und seine Gefühle zu durch-

leben. Die das Dunkel ausleuchtende Taschenlampe ermöglicht einen Zugang zum Licht des Vaters. Besonders aber dem Schal kommt im ganzen Buch eine besondere Rolle zu. Hängt oder liegt er anfangs noch etwas unbeachtet in der Nähe Toms herum, so entwickelt er sich mit der Zeit zu einer Art bleibenden wärmenden Präsenz des Vaters. Die Illustratorin hat ihn zum Schluss des Buches sogar als alles bergenden Rahmen der Geschichte gestaltet.

Der Text beschreibt mit den jeweils im positiven Sinne fragwürdig bleibenden Motiven Sternenland, Traumland und Immerland und dem anschließenden schmerzhaften Weg der Suche und Integration des verstorbenen Vaters anschaulich einen kindlichen Weg der Trauerarbeit, der weltanschaulich offen ist. Die Bilder verlieren ihre Leichtigkeit nie und sind zugleich nie oberflächlich. Die unterschiedlichen Darstellungstechniken unterstreichen die oft fließenden Übergänge zwischen äußeren und inneren Bildern.

Durch das Stilmittel, eine kindliche Trauerbegleiterin einzuführen, wird es möglich, der Trauer eines Kindes auf Augenhöhe zu begegnen und keine vorgefertigten Antworten zu präsentieren. Tom wird ganz ernst genommen – sein Trauerland ist wirklich ein Kindertrauerland. Klara gibt Tom keine Antworten, sondern sie setzt dort an, wo echter Trost beginnt, bei Zugewandtheit und Mitgefühl. Die gelungene bildliche Gestaltung nimmt auch den Leser in diese Stimmung hinein.

Die weltanschauliche Offenheit dieses Kinderbuches, die textliche Skizze eines kindlichen Trauerweges und die vorzüglichen, kindgemäßen Illustrationen machen es zum guten Ansatzpunkt, um mit Kindern in der Grundschule dem Thema Tod nachzuspüren. Zugleich kann es einen Ermöglichungshorizont bilden, um über die eigenen Glaubensvorstellungen zu reden. Und dies gilt sowohl für monotheistisch wie auch atheistisch orientierte Erwachsenenstandpunkte.

*Marianne und Linus Hauser*

Roberto Simanowski

**Digitale Revolution und Bildung**  
**Für eine zukunftsfähige Medienkompetenz**

Weinheim / Basel: Beltz Juventa. 2021

102 Seiten

16,95€

ISBN 978-3-7799-6511-4

Die Spannung ist auffällig und macht neugierig: Mit seinem Buch „Digitale Revolution und Bildung“ wagt sich der Autor Roberto Simanowski an ein Thema, wie es im bildungspolitischen Bereich kaum größer sein könnte. Dabei stecken zwischen den Buchdeckeln gerade einmal 102 Seiten. Wie passt das zusammen? Vielleicht gelingt das, weil der ausgebildete Lehrer und habilitierte Medienwissenschaftler die Sachverhalte klar auf den Punkt schreiben kann. Vielleicht aber auch, weil die These des Autors so klar umrissen ist: Der Fokus einer Medienbildung, wie Simanowski sie anstrebt, „zielt nicht auf die Regeln, sondern auf die Folgen der digitalen Medien, auf Medienreflexionskompetenz statt Mediennutzungskompetenz.“

Auf den ersten Blick werden damit holzschnittartig zwei Kompetenzbereiche gegeneinander ausgespielt. In der Tat aber wird schnell deutlich, warum der Autor ein so klares Statement setzt: Medienbildung, wie sie derzeit an deutschen Schulen betrieben werde, zielen beinahe ausschließlich auf etwas, was besser als Medienkunde oder -kompetenz in einem herkömmlichen Sinne zu bezeichnen sei, da es um die Aneignung von „handlungsorientiertem Nutzungs- beziehungsweise zweckrationalem Verfügungswissen“ gehe. Einen „verkehrspolizeilichen“ Ansatz mit der Absicht, „Unfälle im Bereich des Digitalen zu vermeiden“ nennt er dies. Eine schöne Metapher. Allerdings reicht ein solcher Ansatz dem Autor nicht aus. Zu deutlich und zu problematisch seien bereits jetzt die gesellschaftlichen Folgen der Digitalisierung an Fehlformen wie Hassrede, Falschnachrichten, Verschwörungstheorien und durch das Internet geförderte Polarisierung zu erkennen. So



werde es am Ende eben gerade jene Medienkompetenz der Reflexion sein, die darüber mitentscheide, in welcher Gesellschaft wir einmal leben werden. Ob es dann wohl noch eine Demokratie sein wird?

Das mit Verve gegen jede Form des naiven Digitalismus geschriebene Buch ist ein wichtiger Weckruf. Denn tatsächlich nimmt sich die Medienreflexionskompetenz im Kontext der von den Kultusministern ausgerufenen Medienkompetenzen als nur eine von insgesamt sechs angezielten Medienkompetenzen aus. Hier liegt auch bildungspolitisch ein zu deutlicher Schwerpunkt auf der Nutzung und Anwendung. Und dass der Autor bei der schulischen Medienkompetenz neben dem Literaturunterricht vor allem die kleinen Fächer im Blick hat, ist Zustimmungsfähig, zu diesen wäre allerdings gerade der Religionsunterricht zu rechnen, in dem per se ein medienkritisches Potenzial steckt.

Matthias Werner

Gemeinsame Deutsch-Polnische Schulbuchkommission  
(Hg.)

## **EUROPA**

### **Unsere Geschichte**

#### **Band 4: 20. Jahrhundert bis zur Gegenwart**

Wiesbaden: eduversum Verlag, 2020

256 Seiten m. farb. Abb.

24,80 €

ISBN 978-3-942708-33-3

Dass Geschichtsbücher nicht nur einen zentralen Bestandteil der materialen Kultur von historischer Bildung, sondern zugleich einen konstituierenden Faktor des modernen Geschichtsunterrichts ausmachen, darin besteht allgemeiner Konsens. Uneinigkeit hingegen herrscht in der Konzeption von Geschichtsbüchern, insbesondere in Bezug auf die Frage nach einer nationalen oder transnationalen Schwerpunktsetzung.

Mit dem letzten Band der vierteiligen Lehrwerksreihe „Europa – Unsere Geschichte“ erscheint ein Geschichtsbuch für die Mittelstufe, das sich inhaltlich von einer rein germanozentrischen Betrachtung der Geschichte löst und sich stattdessen an einer supranationalen Geschichtsschreibung orientiert. Wollen wir unsere Schülerinnen und Schüler zu mündigen Bürgern Europas erziehen, bietet sich ein solcher Geschichtsunterricht an, der das Augenmerk auf eine komparative Betrachtung übergreifender Narrative verschiedener Länder legt. Im Vergleich zu dem von Frederic Delouche im Jahre 2018 herausgegebenen Lehrwerk „Das europäische Geschichtsbuch: Von den Anfängen bis ins 21. Jahrhundert“ überzeugt der hier vorliegende Band durch das kaleidoskopartige Erzählen und Kontrastieren europäischer Narrative mit besonderem Fokus auf die deutsch-polnische Geschichte. Vergleichende Momente bilden etwa das Gegenüberstellen der ersten deutschen mit der zweiten polnischen Republik oder der Vergleich der Widerstandsbewegungen im Zweiten Weltkrieg. Aufgrund des modularen Aufbaus der einzelnen Unterkapitel mussten die Autoren selbstredend didaktische Schwerpunkte setzen, was unweigerlich zu inhaltlichen Kürzungen führt. So wird mit Blick auf die Gräueltaten im Zweiten Weltkrieg beispielsweise nur



der Holocaust thematisiert, wohingegen die Ermordung von Sinti und Roma, Homosexuellen etc. unerwähnt bleiben.

In sieben chronologisch angeordneten Kapiteln gelingt den Autoren eine transnationale Darstellung der europäischen Geschichte, ausgehend vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur Entwicklung Europas im 21. Jahrhundert. Die jedem Kapitel vorgeschalteten Einstiegs-Doppelseiten dienen der historischen Orientierung sowie dem Aufwerfen historischer Problemfragen, womit das Geschichtsbuch dem geschichtsdidaktischen Prinzip der Problemorientierung in vollem Maße Rechnung trägt. Obschon auch dieses Geschichtsbuch einer chronologischen Konzeption folgt, so liegt der inhaltliche Schwerpunkt jedes Kapitels auf einer vergleichenden Betrachtung von historischen Ereignissen und Strukturen. So wird beispielsweise in Kapitel 2 nach gemeinsamen, multikausalen Ursachen für den aufkommenden Faschismus in Europa zwischen den beiden Weltkriegen



gefragt, während in Kapitel 4 der Einfluss der USA sowie der UdSSR auf die jeweiligen europäischen Länder beleuchtet wird. Auf diese Weise bietet das Schulbuch zahlreiche Möglichkeiten des Perspektivwechsels. Am Ende jedes Kapitels haben Lernende die Möglichkeit, ihr zuvor erworbenes Sachwissen mit sogenannten Kompetenztests zu überprüfen und zu festigen, etwa in Form von Lückentexten, Zuordnungsaufgaben und Quelleninterpretationen.

Alles in allem kommt das Buch dem bildungspolitischen Auftrag der Ausbildung einer Demokratiekompetenz sowie des Erwerbs historischer Fachmethoden und Arbeitstechniken nach, die zur kritischen Bewusstseinsbildung anregen. Abgerundet wird das Lernangebot durch Exkursboxen wie „Vergangenheit in der Gegenwart“ und „Blickwinkel“, in denen Erinnerungsorte und Elemente der Erinnerungskultur in Deutschland und Polen thematisiert werden. Auf diesen Seiten lernen Schülerinnen und Schüler beispielsweise historisch bedeutsame Orte wie Kreisau kennen oder vergleichen die Erinnerung an den deutschen und polnischen Widerstand. Trotz dieser gelungenen Versuche, geschichtskulturelle Sinnbildungsangebote zu schaffen, kommt die alltagsweltliche Präsenz von Geschichte in diesem Schulbuch zu kurz. Wünschenswert wäre beispielsweise das Thematisieren des Umgangs europäischer Nationen mit den Kriegserfahrungen in der Erinnerungskultur gewesen.

Bemerkenswert ist die sehr abwechslungsreiche und ansprechende Auswahl an Primär- und Sekundärmaterial. Allen voran ist die beeindruckende und differenzierte Auswahl an Dokumenten und Karikaturen, Fotografien und Karten zu nennen, die zu einem großen Teil erstmalig in einem Schulbuch aufbereitet wurden. Sämtlichen Quellen sind kurze Einleitungstexte vorangestellt, die das Verständnis der Quellen erleichtern sollen. Großflächig abgebildete Karten

bieten an vielen Stellen geographische Orientierung. Insgesamt zeugt die Materialauswahl von einer intensiven Forschungs- und Archivarbeit und einem gut durchdachten historisch-didaktischen Konzept. So werden Forschungsdesiderate und bislang wenig behandelte Themenkomplexe thematisiert, Beispiele sind die „Säuberungsaktionen Stalins“ oder die Kollaborationen Frankreichs im Zweiten Weltkrieg. Im Vergleich zu anderen Geschichtsbüchern überzeugt die Quellenauswahl nicht nur durch ihre Varianz, so werden unter anderem politische Witze oder Gedichtauszüge als historische Quellen genutzt, sondern auch durch die durchweg konsequente transnationale Auswahl: Japanische Propagandaplakate, Berichte von Überlebenden des Holocaust, polnische Rundfunkbeiträge oder Zeitzeugenberichte französischer Diplomaten zeugen von der supranationalen Konzeption dieses Lehrwerks. Kritisch angemerkt werden sollte, dass Quellen vereinzelt zu stark gekürzt wurden. Da das vorliegende Geschichtsbuch in der 10. Klasse zum Einsatz kommt und somit der Vorbereitung auf die Oberstufe dient, sollten Schülerinnen und Schüler zunehmend mit ungekürzten Quellen konfrontiert werden. Überdies sorgt die stellenweise zu umfassend vorgenommene Kürzung zu inhaltlichen Lücken, die mithilfe der Verfassertexte nicht zu schließen sind und zusätzliche Recherche erforderlich machen.

Sämtliche Arbeitsaufträge sind größtenteils auf das Quellenmaterial sowie die Verfassertexte abgestimmt. Darüber hinaus sind alle Arbeitsaufträge operationalisiert, gestuft und decken alle drei Anforderungsbereiche ab. Besonderes Augenmerk liegt auf der Bildung von Sach- und Werturteilen, so dass vorrangig das kognitiv-analytische und multiperspektivische Denken der Schülerinnen und Schüler konkretisiert werden soll. Handlungsorientierte Ansätze in Form einer Erstellung von Lernprodukten (z.B. die Erstellung von Zeitungsartikeln, Museumstafeln, Pod-

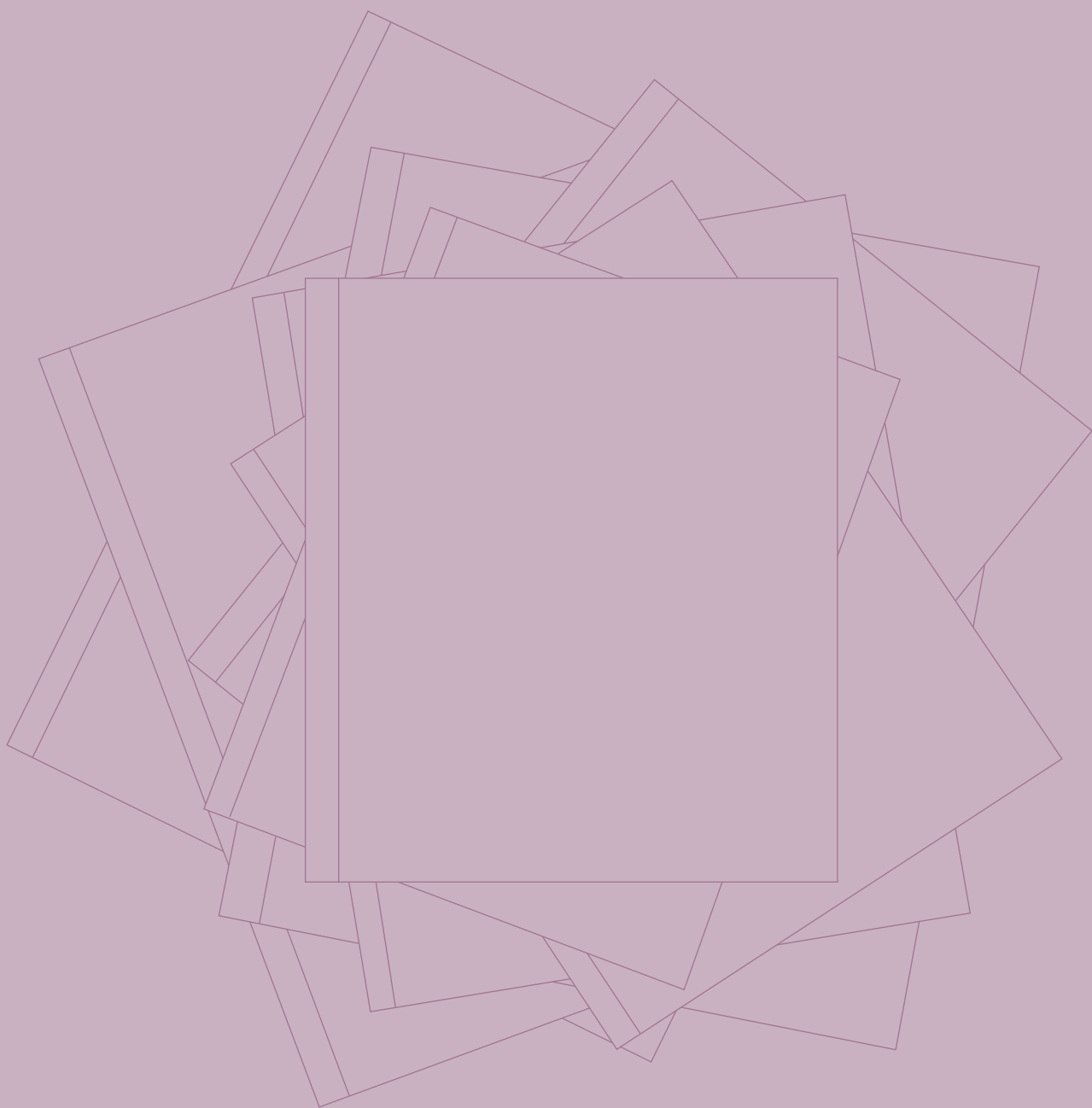
casts oder das Durchführen von historischen Debatten) bleiben indes weitestgehend unberücksichtigt. Vereinzelt kurz gehaltene Verfassertexte erschweren stellenweise – ähnlich wie bei den Quellen – eine ausführliche Beantwortung der Arbeitsaufträge.

Abschließend lässt sich konstatieren, dass der konsequent angedachte und umgesetzte multiperspektivische Zugang und Umgang mit Geschichte Schülerinnen und Schüler dazu befähigt, nationalstaatliche historische Denkmuster und Sichtweise zu dekonstruieren, die Pluralität europäischer Geschichtsbilder zu rekonstruieren und eine kritische, eigenständige Urteilsbildung zu fördern. Obschon das Prinzip der Handlungsorientierung vernachlässigt wird und einzelne historische Sachverhalte sehr knapp präsentiert werden, gelingt den Autoren ein neuer Ansatz eines modernen Geschichtsunterrichts, der es sich zum Ziel setzt, das Zusammenwachsen Europas zu fördern. Dieser Zugang trägt dem obersten Prinzip guten Geschichtsunterrichts, der Erziehung zu mündigen Bürgern, in vollem Umfang Rechnung.

*Julia Ernst*



**+ THEOLOGIE**



Jürgen Werbick

**Gegen falsche Alternativen**

**Warum dem christlichen Glauben nicht  
Menschliches fremd ist**

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag, 2021

242 Seiten

28,00 €

ISBN 978-3-7967-3258-7

Jürgen Werbicks neues Buch beinhaltet in acht etwa gleich langen, thematisch und systematisch miteinander verknüpften Kapiteln Ausführungen über zentrale Themen des christlichen Glaubens. Der Autor gibt zunächst (3-16) einen konzisen Überblick über die unterschiedlichen Aspekte einer teilnehmenden, teilenden Theologie, die in den folgenden Kapiteln (17-226) anschaulich entfaltet werden. Das Buch schließt mit einem sehr klaren Ausblick (227-230): Der Theologe plädiert dafür, im Vertrauen auf Gottes Lebensbegleitung, seine Gnade, das Verurteilen hinter sich zu lassen und so konkret wie möglich etwas miteinander anzufangen.

Das 1. Kapitel kennzeichnet die Perspektive der folgenden: Statt sich auf ein dualistisches Entweder-oder zu fixieren, geht es darum, über wichtige gemeinsame Erfahrungen nachzudenken, um so deren Bedeutung im Alltag für die Glaubensentscheidung und das daraus resultierende Handeln zu erkennen. Damit nimmt Werbick immer neu und in Bezug auf unterschiedliche Fragen die Korrelation zwischen der Lebenssituation und der Glaubensüberlieferung, dem christlichen Bekenntnis, in den Blick. Mit Paul Tillich betrachtet er die Korrelation allerdings nicht bloß als eine Frage-Antwort-Struktur, sondern als eine Infragestellung selbstverständlicher Lebenseinstellungen durch die Glaubensüberlieferung.



Im Folgenden bildet jeweils die theologische Auseinandersetzung mit falschen Alternativen die Leitlinie der Darstellung: Fundamentalistischer Glaubensentschiedenheit oder angepasstem Kompromisschristentum (2. Kapitel) geht die Theologie dazwischen, wenn sie über die interpersonale Situation hinaus für die bedingungslose globale Menschenfreundlichkeit Gottes eintritt. Wie solche Glaubensentschiedenheit zu interpretieren ist, thematisiert das 3. Kapitel in Auseinandersetzung mit dem Relativismusvorwurf: Den Glauben zu verstehen, heißt, dem durch das Lehramt überlieferten Glaubensgut verpflichtet zu sein. Aber es gilt gerade den Zeitgenossen gegenüber, die mit dem überlieferten Glauben nichts mehr anfangen können, deutlich zu machen, in welche schiefen Alternativen sich die Theologie bis in die Gegenwart hinein verheddert. So wird die notwendige Klärung zum Gespräch mit den Skeptikern möglich.

Um die Klärung der problematischsten der falschen theologischen Alternativen geht es in den folgenden Kapiteln: Das unbedingte Wohlwollen Gottes, seine Gnade (4. Kapitel), konstituiert den Raum zu menschlichem Miteinander jenseits des Gegensatzes zwischen pessimistischer Sündenfixierung oder der Verheißung emanzipatorischer Selbstoptimierung. Selbstbestimmung der unverfügbaren göttlichen Lebensordnung entgegenzustellen – genau darin besteht bei der Frage nach der Geltung kirchlicher Normen (5. Kapitel) die falsche Alternative. Stattdessen geht es um die Verpflichtung, das Gottesgeschenk eines Lebens aus der Hoffnung zu hüten: Theonomie zeigt sich im Freiheitsimpuls des Evangeliums, durch das Gott es uns leichter machen will. Der Herausforderung dieser entlastenden Botschaft ist die Kirche verpflichtet (6. Kapitel). Ihr ist nichts Menschliches fremd, wenn sie sich den Blick nicht durch verstellendes institutionelles Selbstinteresse trübt. Kirchenmenschen bezeugen und engagieren sich vielmehr für Räume eines sinnvollen, gotterfüllten Lebens, das den Mitmenschen verpflichtet ist. Für die im Alltagsumfeld zu kurz gekommenen und Vergessenen könnte so die Neuevangelisierung beginnen.

Mit seiner Proexistenz verkörpert Jesus die Solidarität Gottes, das größtmögliche Geschehen (7. Kapitel). Die Theologie kann zeigen, dass es in der Mitte des christlichen Glaubens um die unbedingte Menschenverbundenheit geht, die theonom ist, vom befreienden Gott kommt. Um Gottes Macht geht es im 8. Kapitel. Die Theodizeefrage provoziert in diesem Zusammenhang immer neu die Entscheidung, ob man sich in den Stürmen und Ratlosigkeiten des Lebens in der Nachfolge des Gekreuzigten vertrauend dem „Unbekannten (Gott?)“ (224) in die Arme werfen darf.

„Gegen falsche Alternativen“ ermutigt die Leser zu persönlicher Reflexion über zentrale Probleme im aktuellen (Glaubens)Gespräch. Werbicks Buch entfaltet eine dialogische Theologie, die „dazwischen kommt“, sich am Menschlichen interessiert beteiligt. Im Zwischen öffnet sich der Raum zum selbstkritischen Miteinander. Das überwindet Fixierungen und Verurteilungen. Das Interesse des Theologen an den für die Zeitgenossen aktuellen Fragen ist in dessen christlichem Glauben begründet. Denn Jesus Christus verkörpert das große Fragezeichen in einer Welt, die Gottes Zusage oft genug zum Schweigen bringt. Es lohnt sich, Werbicks differenziert akzentuiertes Glaubenszeugnis Schritt für Schritt nachzuvollziehen und über Gottes Zusage ins Gespräch zu kommen. Gegen vorschnelle Antworten hält es die Fragen offen.

*Heribert Körlings*

Martin W. Ramb / Joachim Valentin /  
Ansgar Wucherpfennig / Holger Zaborowski (Hg.)  
**Basics Systematischer Theologie**  
**Die anarchische Kraft des Monotheismus**  
**Eckhard Nordhofs „Corpora“ in der Diskussion**

Freiburg: Herder Verlag. 2021  
208 Seiten  
40,00 €  
ISBN 978-3-451-38961-0

Versteht man den Monotheismus besser, wenn man seine Geschichte als Mediengeschichte erzählt? Eckhard Nordhofen hat diese Frage in seinem 2018 erschienenen, inzwischen in der 3. Auflage vorliegenden Bestseller „Corpora. Die anarchische Kraft des Monotheismus“ aufgeworfen – und bejaht. Seine souverän entfaltete Geschichte der wechselnden Gottesmedien Bild, Schrift und Körper hat in den betroffenen Wissenschaften und der interessierten Öffentlichkeit für Aufsehen gesorgt. Denn Nordhofen hat sich nichts Geringeres vorgenommen als den jüdisch-christlichen Monotheismus zu (re-)habilitieren. Dazu sucht er dessen anarchische Kraft nachzuweisen: Der zugleich an- und abwesende Gott entzieht sich sämtlichen Funktionalisierungen, so eine zentrale These des Buches; er bleibt bei aller Vertrautheit mit seiner Selbstoffenbarung doch der fremde Gott.

Nordhofs Tour d’Horizon durch die biblische und außerbiblische Religionsgeschichte hat aber auch Fragen aufgeworfen. Am 02. Februar 2020 wurden diese Fragen auf einer Tagung anlässlich des 75. Geburtstags von Eckhard Nordhofen an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen diskutiert. Aus den Beiträgen wurde der vorliegende Band zusammengestellt, ergänzt um zwei Texte aus Nordhofs eigener Feder. Der Anlass der Tagung deutet bereits darauf hin, dass sich alle Beiträge Nordhofs Buch wohlwollend nähern. Gleichwohl verzichten sie keineswegs auf Kritik. Sie leuchten die Thesen von „Corpora“ mit den Scheinwerfern ihres Faches aus und entdecken neben Gemeinsamkeiten auch Probleme und Präzisierungsmöglichkeiten. Die von Nordhofen diagnostizierte Gleichzeitigkeit von Gottes Präsenz und Vorenthaltung findet dabei breite Zustimmung.



Gleich zu Beginn weist Jan Assmann in einem pointierten Beitrag, geschrieben ursprünglich als Rezension für die FAZ, darauf hin, dass auch der Bildkult auf „Erfahrungen göttlicher Selbstzuwendung“ beruhe und deshalb nicht pauschal als „falsch“ abgewertet werden dürfe. Religionswissenschaftlich gesehen irre Nordhofen zudem, wenn er den Bundesgedanken als Variante des heidnischen Tauschgedankens deute. Er sei vielmehr eine Befreiung des Menschen, dem seine überweltliche Beheimatung erschlossen werde.

Während sich Assmann gegen die Abwertung des Bildkultes wendet, befürchtet Jan-Heiner Tück, dass manche Passagen von Corpora antijüdisch missverstanden werden könnten, etwa wenn Nordhofen den pharisäischen Schriftgelehrten einen Hang zur Grapholatrie attestiere. Die wertende Differenzierung von Buchstabe und Geist gehe am literarhistorischen Befund vorbei: Die Tora sei nicht nur äußere Lebensvorschrift, sie solle verinnerlicht, geradezu ins Herz geschrieben werden. Eine bedenkenswerte Ergänzung zu Nordhofens Ausführungen stellt Tücks Hinweis auf Überschneidungen zwischen jüdischen Theologien der Einwohnung und christlichem Inkarnationsglauben dar.

Anregend ist Holger Zaborowskis Auseinandersetzung mit Nordhofens Begriff des Transfunktionalismus. Zaborowski stimmt mit Nordhofen darin überein, dass der Funktionalismus als Weltanschauung mit dem christlichen Schöpfungsglauben unvereinbar sei. Doch der Transfunktionalismus scheint sich seiner Ansicht nach keineswegs vom Funktionalismus zu lösen. Dafür sei es notwendig, die vom Bewusstsein ausgehende Perspektive um eine Perspektive „von Gott her“ zu ergänzen (was Nordhofen zu Recht für unmöglich hält). Denn das Anarchische des biblischen Glaubens bestehe darin, dass Gott von sich selber spreche.

Joachim Valentin problematisiert wie Tück den von Nordhofen gegen die Pharisäer erhobenen Vorwurf der Grapholatrie, indem er auf die immense Bedeutung des Talmud hinweist. Der Begriff selbst könne allerdings dienlich sein, um einen fundamentalistischen Missbrauch der monotheistischen Tradition zu kennzeichnen. Gerd Neuhaus fordert dementsprechend, eine Tradition vor der Schrift herauszupräparieren, die in der Tradition nach der Schrift illegitime von legitimen Entwicklungen zu unterscheiden helfe. Darüber hinaus spricht er sich für eine trinitätstheologische Fortschreibung der „Inkarnation für alle“ aus. Denn Tradition sei „Vergegenwärtigung in der Kraft des göttlichen Geistes“. Auch Johannes Hoff hält es für notwendig, in allen kulturellen und religiösen Traditionen zwischen authentischen und pervertierten Kultmedien zu differenzieren; selbst der „Duft christlicher Rauchopfer“ sei nicht vor der „Kontamination durch satanische Düfte“ geschützt.

Ludger Schwienhorst-Schönberger fragt unbeschadet der Wertschätzung von Nordhofens Buch, ob der Philosoph die religionsgeschichtliche Entwicklung differenziert genug kennzeichnet. Der Blick auf die Religionsgeschichte zeigt zwar vielfältige Berührungspunkte mit Nordhofens Entwicklungsschema. Das Medium „Schrift“ initiierte aber nicht den biblischen Monotheismus. Es diene dazu, die Identität Israels zu bewahren. Trotz des vorherrschenden Schriftbezugs bleibt in der Religion Israels die Bildverehrung erhalten. Die Verehrung der Tora als Offenbarung und als Bild Gottes stellt eine Analogie zur Verehrung von Götterbildern dar. Die Entwicklung zum Monotheismus ist kein evolutiver Prozess, sondern vollzieht sich in Sprüngen und Durchdurchbrüchen. Nordhofen zustimmend, wird betont: Die Gleichzeitigkeit von Gegenwart und Vorenthaltung Jahwes bleibt an die Schrift als Gottesmedium gebunden.

Ansgar Wucherpfennig geht auf Nordhofens Auslegung der vierten Vaterunser-Bitte ein, die dieser als die Bitte um das Himmelsbrot für jeden Tag betrachtet. Das erbetene Brot richtet sich auf den kommenden Tag. Es ist eschatologisch zu verstehen als Bitte um Gottes umfassende Gerechtigkeit, die noch im Kommen ist. Wucherpfennig stimmt Nordhofens Auslegung insofern zu, als damit der Brotbitte der volle Sinn gegeben werden kann: Jesus ist mit seinem Leben und seiner Sendung das Brot vom Himmel, das neue Medium, in dem Gott mit seinem Willen Fleisch geworden ist.

In dem Wucherpfennigs Beitrag folgenden ausführlichen Aufsatz bezieht Nordhofen sich auf die Bitte um das Himmelsbrot. Er nutzt die Gelegenheit, Argumente aus „Corpora“ mit Bezug auf den Jahwe-Namen sowie das Leben und den neuen Weg Jesu zu kontextualisieren. Das Brot, das Lebensmittel schlechthin, wird zur Himmelsmetapher erhoben. Die Bitte richtet sich auf die tägliche Gegenwart Gottes. Die Übersetzung im Sinne von „Himmelsbrot“ durch den hl. Hieronymus erweist sich als richtig. Um das Himmelsbrot bitten auch andere große Theologen in der Geschichte der Kirche. Nicht zuletzt bestätigt Benedikt XVI. in einem Brief an Nordhofen dessen Auslegung.

Thomas Menges kennzeichnet in seinem Beitrag treffend die Argumentation und den hohen Stellenwert von Nordhofens Ausführungen auch hinsichtlich der transfunktionalistischen Bedeutung der biblischen Aufklärung. Ebenso klar und konkret bezieht Menges „Corpora“ auf in den Lehrplänen vorgegebene zentrale Themen des Religionsunterrichts. Mit ihren vielfältigen Anregungen können Nordhofens Einsichten unter anderem für das Gespräch über die Gottesfrage, die Bedeutung des zweckfreien Sonntags, das Brot als Gottesmedium und über die drei monotheistischen Religionen hinsichtlich ihres Schriftbezugs hilfreich sein.

Im Schlusskapitel kommentiert Nordhofen zustimmend und differenzierend die Beiträge der Kollegen, durch die er noch Neues gelernt hat. Schließlich weist er auf den geplanten ergänzenden zweiten Band seines Buches hin. Die wohlwollenden, reichhaltigen, abgewogenen Aufsätze zur Diskussion über Nordhofens Buch und die ergänzenden Beiträge seines Autors zeigen jedenfalls die spannende geistige Auseinandersetzung mit der anarchischen Kraft des Monotheismus.

Der Band sei denen empfohlen, die Nordhofens Mediengeschichte des Monotheismus gelesen haben und sich dort zusätzliche Tiefenbohrungen oder Perspektivwechsel gewünscht haben. Sie kommen bei der Lektüre auf Ihre Kosten, auch wenn zwei „Entgegnungen“ von Nordhofen selbst – immerhin 48 von 206 Seiten – zu viel des Guten sind. Dass die Beiträge weitere Fragen aufwerfen, macht auf den Folgeband von „Corpora“ gespannt. Mehr kann man von einem Diskussionsbuch nicht erwarten.

*Heribert Körlings und Alexander Schüller*



Martin Thurner (Hg.)

**Eugen Biser**

**Die Hauptwerke im Diskurs**

*Mit einer Zeittafel zu Leben und Werk Eugen Bisers*

Freiburg: Herder Verlag, 2020

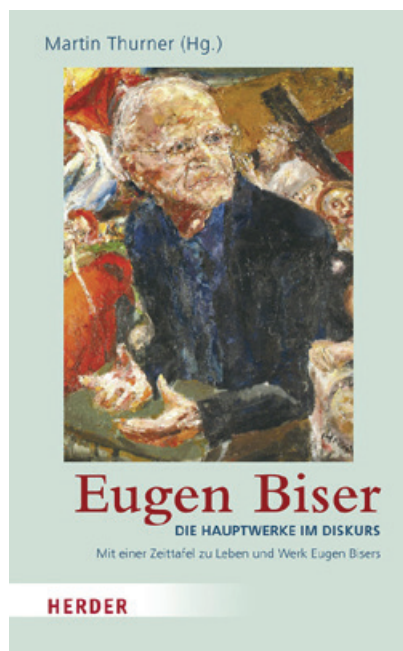
624 Seiten

49,00 €

ISBN 978-3-451-38832-3

Dass Eugen Biser (1918-2014) neben Karl Rahner und Hans Urs von Balthasar zu den bahnbrechenden katholischen Glaubensdenkern im Übergang zum 21. Jahrhundert gehört, steht außer Zweifel. Dem Münchner Guardini-Professor (1974-1988) gelang es, mehr als hundert einschlägige Werke zu publizieren sowie landauf, landab durch Vorträge zu Fragen von Religionsphilosophie und Atheismus, Fundamentaltheologie, Medientheorie, Musik, Literatur und Bildender Kunst im Diskurs präsent zu sein. Ist seine Stimme auch in Zukunft vernehmbar? Und wie lässt sich ein Zugang zu seinem enzyklopädischen Werk gewinnen? Um den biserschen Wissenskosmos zu erkunden, startet Martin Thurner mit dem hier vorzustellenden Band eine Sonde, die den Denkraum des Gelehrten vermisst und seine Hauptwerke für Leserinnen und Leser erschließt.

Wesentlich für Bisers Ansatz, urteilt der Herausgeber in seiner „Einführung“, sei der Umstand, dass der Religionsphilosoph keineswegs „den Weg des geringsten Widerstands“ wählt, sondern sich fortgesetzt mit dem von Nietzsche verkündeten „Tod Gottes“ auseinandersetzt. Aber paradoxerweise – führt Hans Maier diesen Gedanken fort – finde „der Mensch trotz seiner Endlichkeit und Bedingtheit nur im Unbedingten Genüge. Diese Paradoxie wird für Biser zu einem Schlüssel zur Interpretation der Gegenwart, sie durchzieht und prägt sein ganzes Werk.“



Was das konkret bedeutet, zeigt das zweite Kapitel „Hauptwerke“. Darin gehen zwölf Wissenschaftler mit ausgewiesener philosophisch-theologisch-kulturwissenschaftlicher Expertise daran, die wichtigsten Schriften des universellen Denkers einzuordnen und angesichts vielfältiger Diskussionen um die „Möglichkeiten“ des Menschenseins – Biser spricht in diesem Zusammenhang von „Modalanthropologie“ – zu interpretieren. Anders als Nietzsche, der sich von der Faszination einer „übermenschlichen“ Option leiten lässt und damit den heutigen „Transhumanismus“ befeuert, erinnert der Gelehrte in seinem Œuvre an die biblische Tradition (Paradieserzählung). Danach sei der Homo sapiens keineswegs als Schöpfer seiner selbst dabei, sich evolutionär zur Gottheit, zum Homo deus (Yuval Noah Harari), aufzuschwingen. Vielmehr verpflichte ihn seine Geschöpflichkeit, achtsam mit seinen Nächsten und Mitgeschöpfen umzugehen und deren Bürge zu sein. Exemplarisch führt der Luxemburger Theologe und Philosoph Jean Greisch zu Bisers zentraler Schrift

„Der Mensch – das uneingelöste Versprechen“ (1995) aus: „Die göttliche Wo-Frage („Adam, wo bist Du?“) lässt sich nicht von der menschlichen Gegenfrage: ‚Wo ist dein Gott?‘ (PS 42,2) ... ablösen. Bisers Besinnung auf den Abruf- und Anrufcharakter des menschlichen Daseins endet mit der These, dass Jesus selbst schon den Anspruch erhob, der höchste Weisheitslehrer“ zu sein.

Das dritte Kapitel trägt die Überschrift „Trilogie“. Es bezieht sich auf drei inhaltlich eng miteinander verknüpfte Texte, die aus dem Nachlass veröffentlicht wurden („Gotteskindschaft“, „Christomathie“, „Geistesgegenwart“). Charakteristisch erscheint dabei Bisers enge Verzahnung von Anthropologie und Christologie. Indem er das elementare Bezogensein des Menschen auf seinen Schöpfer als „Gotteskindschaft“ ausweist, gelingt ihm ein enormer Bedeutungszuwachs dieses Begriffs. In der Interpretation des gleichnamigen Bandes gelangt der Systematische Theologe Walter Dietz zu der Einsicht, die eigentliche Stoßrichtung bestehe darin, „ein Gegenmodell zu Friedrich Nietzsches Idee des Übermenschen zu entwickeln ... Eugen Bisers Konzept der Gotteskindschaft zielt auf eine demütige, ganz untitanische, ja mystische Überwindung des natürlichen Menschseins.“

„[D]as Christentum von seinem Ursprung her als Gestaltungsfaktor der Welt neu zu verstehen“ – darin sieht Richard Heinzmann die Substanz von Bisers „Theologie der Zukunft“. Der Beitrag des Münchner Philosophen beschließt als „Ausblick“ den darstellenden Teil des Buches. Mit seinem Ansatz, so Heinzmann, durchbreche „Biser alle Engführungen und Abgrenzungen der Theologie hinein in die Offenheit der Transzendenz Gottes ... Am Ende steht als letzte Einsicht die Forderung einer theologischen Systemänderung nach den Prinzipien des Ursprungs: Liebe und Freiheit.“

Der von Martin Thurner herausgegebene Sammelband erweist sich mit der beigefügten Zeittafel, seinem kommentierten Personenregister sowie vielfältigen Hinweisen zu Leben und Werk Eugen Bisers als wertvolles Arbeitsmittel. Das Buch zeigt darüber hinaus in teilweise glänzender Diktion, dass es ohne Theologie nicht gelingt, die eine, zentrale Frage zu beantworten: Was ist der Mensch?

Thomas Brose

Volker Leppin  
**Ruhen in Gott**  
**Geschichte der christlichen Mystik**

München: C.H. Beck Verlag, 2021

476 Seiten mit farb. Abb.

32,00 €

ISBN 978-3-406-77375-4

Um es vorwegzusagen: Wer sich bündig und qualifiziert über christliche Mystik in ihrer Geschichte informieren will, ist hier bestens bedient; flüssig geschrieben, kenntnisreich und trotz konventioneller Gliederung nicht ohne Originalität, schlicht ein Lesegewinn und zudem ein Reader zum Nachschauen. Hier liegt in der Kürze der Zeitraffung von ganzen 2000 Jahren die Würze eines lichten Durchblicks durch viele Räume und nicht wenige Fenster. (Für eine ausführliche Gesamtdarstellung bleibt freilich Bernhard McGinns mehrbändiges Werk „Die Mystik im Abendland“ einschlägig.) Nun mehr im Detail.

Alles hängt natürlich vom leitenden Vorverständnis von „Mystik“ ab – einem Abstraktum, das erst im 17. Jahrhundert in Umlauf kam und heutzutage mit dem bestimmten Artikel als freischwebende, transhistorische und alle Kulturen und Religionen übergreifende Größe gehandelt wird. Als gäbe es ein Esperanto in der Vielfalt der konkreten Sprachkulturen tatsächlich! Immer ist das, was da „die Mystik“ heißen soll, eingebunden in konkrete historische, kulturelle und soziale Kontexte! Deshalb ist es gut, dass Leppin sich und der Leserschaft darüber (etwas) Rechenschaft gibt. Es geht historisch demnach „um Texte (!), die um die Vorstellung einer exzeptionellen Nähe zu Gott kreisen, die durch ihre Unmittelbarkeit die üblichen Frömmigkeitsformen überschreitet und im Individuum realisiert wird“ (15). Näher kann jedenfalls der Historiker dem intimen Lebensgeheimnis derer nicht kommen, die man Mystikerinnen bzw. Mystiker nennt: Zu unmittelbar und je einmalig ist ihre jeweilige Biografie und Sendung. Leppin nennt acht Aspekte, die seinen bewusst unscharfen Leitbegriff „unmittelbare Nähe“ eingrenzend bestimmen: Gottesbezug, innere Erfahrung, dann mit Wirkung nach außen Dynamik voll reinigender und transformierender Kraft, plötz-



liche Unterbrechung der Zeit- und Raumkontinuen im Hier und Jetzt, begrifflich niemals zu fassen und nur an der Wirkung zu erahnen. Reizvoll und notwendig wäre es, diese kluge Annäherung des Protestanten Leppin mit dem Vorbegriff des Katholiken McGinn zu vermitteln. Denn der will Mystik leitmotivisch verstehen als „Unmittelbare Bewußtheit göttlicher Gegenwart“. Bezeichnend ist, dass bei Leppin die Namen Martin Buber und Hans Urs von Balthasar überhaupt nicht fallen; beide nämlich haben die Kategorie der „Erfahrung“ kritisch hinterfragt und wollten lieber von „Begegnung“ sprechen, um den kommunikativen und dialogischen Charakter der Gottes- und Selbst- wie Weltbeziehung in den Mittelpunkt zu rücken.

Nun zur unglaublichen Fülle konkreter Gestalten, Bewegungen und Symbolisierungen im Lauf der Geschichte. Glänzend wie Leppin das Wirken Jesu und die frühe Ausgestaltung des Christlichen im Kontext der antiken Umwelt erschließt. Mystik ist eben, biblisch buchstabiert, immer die Suche nach dem mystischen Sinn der heiligen Schriften – und keineswegs eine frei flottierende Erfahrung des einzelnen Subjekts. Mit dem elementaren Zusammenhang von Bibel und Mystik ist zugleich das fundamentale

Spannungsfeld von Kirche und Mystik, von Glaubensgemeinschaft und Einzelberufung aufgetan, nicht zuletzt im Raum der Liturgie. Die Geschichte christlicher Mystik ist immer auch die zwischen Orthodoxie und Häresie sowie zwischen Gottunmittelbarkeit und Kirchenreform(ation).

Natürlich kommen in Leppins Ahnengalerie zusammen mit spirituellen Aufbruchsbewegungen immer wichtige Einzelgestalten zu Wort: nach Augustinus besonders Bernhard von Clairvaux und sein Kreis, dann die vielfarbige Frauenmystik und die zahlreichen Aufbruchsbewegungen etwa in den Bettelorden. Mit dem Entstehen der Universitäten stellt sich neu die alte Frage nach Glaube und Verstehen, nach Eros und Vernunft, nach intellektueller und spiritueller Redlichkeit, nach monastischer und scholastischer Spiritualität. Das 12. Jahrhundert hat man mit Recht „Achsenzeit der christlichen Spiritualität“ genannt. Franziskanische, dominikanische, kartaussische Mystikstile in Denken und Leben bilden sich aus. Nicht zufällig ist Meister Eckhart heute eine besondere Dialog- und Projektionsfigur. Leppin, der jüngst das derzeit beste Buch zu Franz von Assisi veröffentlicht hat, erweist sich als sehr gut informierter Interpret jenes geistlich vielstimmigen Hochmittelalters, das das genaue Gegenteil von „finster“ oder „dunkel“ war, nämlich eine unglaublich schöpferische Brunnenstube der Moderne im Spannungsfeld von Kontemplation und Aktion, Vernunft und Glaube, von Lehre und Leben.

Selbstverständlich bilden Vor- und Nachgeschichte der Reformationen im 16. Jahrhundert einen weiteren Schwerpunkt der Darstellung. Schon im Jubiläumsjahr der Reformation hatte der Tübinger Kirchengeschichtler „Luthers mystische Wurzeln“ gerade bei Eckhart aufgedeckt. Entsprechend kommen hier Vor- und Nachgeschichte von Luthers Wirken differenziert und informativ zu Wort: die sog. *Devotio moderna* davor ebenso wie die pietistische und orthodoxe Vielfalt danach. Wie selbstverständlich werden Luther, Ignatius und Teresa von Avila in ihrer jeweiligen Besonderheit in einem Atemzug dargestellt. Überhaupt erfreut und überrascht die ökumenische Souveränität, mit der Leppin auch ostkirchliche Entwicklungen im Auge behält, freilich notgedrungen knapp. Der sog. Hesychasmus z.B.

nimmt schon im Namen jenes biblische Hoffnungswort auf, das Leppins Werk den Titel gibt: sabbatliches „Ruh in Gott“.

Die kraftvolle Verdichtung geschichtlicher Prozesse und ihre ansprechende Darstellung prägen auch die letzten Abschnitte, die mit zunehmendem Tempo und markanter Straffung auf den Beginn des 20. Jahrhunderts zulaufen: das Interesse an Mystik seit Schopenhauer und Nietzsche, in Kunst und Literatur etwa bei Rilke oder Musil und die hoch ambivalente Eckhart-Konjunktur, bis zu den Nazis, schließlich im kurzen Ausblick „die Neubelebung der Mystik nach dem Zweiten Weltkrieg“. Gerade im Blick auf das 19. Jahrhundert hätte man ausführlicher von mystischen Aufbrüchen im Umfeld des Sozialen und Diakonischen berichten können. Solche Defizite sind der Auszeichnung großer Linien geschuldet, und dazu gehört, dass Leppin ein eigenes Kapitel zur katholischen Mystik Frankreichs nicht vergisst und sogar ein Seitenfensterchen Richtung nordamerikanische Verfassung öffnet.

Gut vorinformierte Leserinnen und Leser werden in diesem sprachlich wie inhaltlich glänzenden Werk neue Anregung finden; im Ganzen entsteht das Panorama einer aufregenden Inkarnationsgeschichte, die einer Schatzkammer gleicht. Diese ökumenische Weite steht inzwischen freilich ganz im Dienst einer Welt, die interreligiös und interkulturell nach Einheit und Frieden schreit. Dringend geboten wäre vom Schluss der Lektüre her eine theologische und spirituelle Zusammenstellung dessen, was christliche Mystik heißt zwecks Unterscheidung der Geister und um des allfälligen interreligiösen Dialoges willen. Zusammen mit Thomas Merton und Lasalle zitiert Leppin am Schluss treffend Dag Hammarskjöld: „Der Weg zur Heil(ig)ung geht in unserer Zeit notwendig über das Handeln.“

*Gotthard Fuchs*

Joel F. Harrington

**Meister Eckhart**

**Der Mönch, der die Kirche herausforderte und seinen eigenen Weg zu Gott fand**

Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz und Andreas Thomsen

München: Siedler Verlag, 2021

540 Seiten m. s-w Abb.

28,00 €

ISBN 978-3-8275-0095-3

Anzuzeigen ist eine neuere Biographie über Meister Eckhart, geschrieben von einem amerikanischen Historiker für europäische Geschichte speziell des 16. Jahrhunderts, gut beworben und mit großen Absichten; dargestellt werden soll „Der Mönch, der die Kirche herausforderte und seinen eigenen Weg zu Gott fand“.

Fragen wir zunächst, was wir vom Meister Eckhart kennen. Texte, mehr nicht, nicht einmal eine ungebrochene Tradition seiner Werke. Texte können etwas bedeuten. Was können wir über einen solchen Text sagen? Etwa wie er entstanden ist: Ein Spitzentheologe und Verwaltungsspezialist hält um 1300 eine Predigt im Deutsch seiner Zeit. Eine ZuhörerIn schreibt mit, so genau, dass selbst sprachliche Feinheiten wie Dialoge, völlige Neuschöpfungen, philosophische Spitzensätze, selbst „Wendungen gegen den Strich“ festgehalten werden. Ein Beispiel: „War umbe lebest dû? – truiwen, ich enweiz! ich lebe gerne.“ (P 26, mulier, venit hora: „Warum lebst Du? Ehrlich, weiß ich nicht! Ich lebe gern.“) Das scheint auf dem ersten Blick ziemlich banal. Zumindest wenn man den Satz modern verstehen will, etwa so: „Jemand will seinen Spaß, wandering joy, haben; der Rest ist ihm gleichgültig“. Abgesehen davon, dass so etwas in jener Zeit nicht wirklich vorkam (selbst einem Vaganten wie Villon grauste davor) und dass dafür im Kontext nichts spräche: Der Satz selbst besagt etwas anderes, zu sehen am Detail: „Gerne leben“ bedeutet zu leben auf eine Weise, die sich jeder Verzweckung entzieht, weil sie wie das Atmen einfach geschieht, ohne dass es sich begründen muss.



Selbst das ist noch zu einfach gesprochen; denn der Satz ist hochgradig durchkonzipiert und voller Überraschungen. Wir werden sehen.

Harringtons Buch macht viel richtig: Der Autor schreibt einen gut verständlichen Stil, das Lesen bleibt eingängig, alles wird in verdaulichen Happen serviert. Harrington kennt die einschlägige Literatur und setzt sie da sinnvoll ein, wo sie seinem Plan als Historiker dient. Auch uns bedient er reichlich mit zutreffenden und oft hilfreichen Wissensdetails aus den unterschiedlichen Bereichen seines Themas. (Es fehlen ein präziser, die Fülle unterschiedlicher Details aufschließender Apparat und eine Zeittafel. Dass gerade Kurt Flaschs Zusammenfassung, Eckhart sei „Philosoph des Christentums,“ kritisch gesehen wird, fällt rasch auf.)



Das strukturierende Narrativ ist eingängig: a) von Ritterphantasien der Kindheit, b) zu erfolgreichen Studien und Karriere im Orden, c) zu Bevorzugung „intuitiver“ Erhebung und zur „spirituellen Ikone“ und schließlich d) zum Prozess in Avignon. Dabei macht besonders eine seltsame Hilfskonstruktion nachdenklich: Der eigenartige Magister verlöre irgendwann den Spaß am Magistern, neigte sich (warum eigentlich?) der Intuition zu, und würde – ja was? – lammfromm wohl nicht, also was? Welch seltsamer „intuitiver“ Erkenntnisweg wird hier aufgerufen, sollen das etwa Eckharts „Bekenntnisse“ sein? Was doch eher bedeutet: Erkenntnisse sind schon längst bekannt, wenn auch eben verschüttet und nur über Lösen von Blockaden (wieder) zu bekommen – also geradezu anti-intuitiv – Harrington ordnet diesen Weg der Arbeitsform der Predigten zu. Auch das überrascht, denn das Thema des richtigen Lebens war schon in den „Reden der Unterweisung“ der Erfurter Zeit bekannt. Das weist auf ein grundsätzlicheres Problem hin: Harringtons Verknüpfung eines thematischen und eines chronologisch-biographischen Ansatzes (mit vielen allgemein-historischen und manchen modischen Einsprengseln) ist zwar eingängig, aber wenig eindeutig, denn der biographische Erfindergeist des Historikers (mit vielen „etwa“ und „dürfte wohl“) verwirrt den Durchblick eher, als er die „Themen“ einordnet oder verdeutlicht. Das führt im schlimmsten Ergebnis zu dem reißerischen, fatal schiefen Untertitel.

Eckhart befindet sich in einem Zeitalter der Verfügbarkeit und Kombinierbarkeit philosophischer und theologischer Texte. Vorstellungen, Traditionen, Räume und Zeitalter werden verwirrt und wieder entwirrt. Es ist eine Zeit von explodierender Weltkenntnis und von Spracherfindung (Lullus, Dante), schließlich der wachsenden Kenntnis alter oder ferner Denkformen, der jüdischen oder der islamischen und der durch sie überlieferten griechischen Philosophie und Mathematik.

Ausgangspunkt praktisch aller Texte ist eine Bibelstelle. Die wird nicht historisiert oder entmythologisiert, sondern zum Verstehen aufgebrochen und bearbeitet mithilfe einer Theorie der Sprache, die bestimmten Stellen (Ausdrücken, Sätzen) und deren eigenen Kontexten einen Sinn abringt, indem solche neuen Kontexte eingespeist werden, die sich (blitzartig) als Antworten entpuppen. Verstehen wird ermöglicht durch die Schriftsinn-Theorie: Jede Bibelstelle wird als mögliche Antwort auf existierende Suchanfragen (praktischer, existentieller, frommer Art) verstanden.

Verwendet wird ein Baukasten der Philosophie. Eckharts Anliegen, den Glauben durch Vernunft aufzuzeigen, war verbreitet, führte aber zu recht unterschiedlichen Ausprägungen. Die Aufnahme verschiedener Traditionen (wie Neuplatonismus und Aristotelismus, negativer Theologie und islamischer Autoren) war sicher eine Besonderheit, wie auch die Benutzung der deutschen Sprache in den Predigten. Welche Begründungen liegen dafür vor, dass Eckharts Argumente nicht nur nett kombiniert sind, sondern zutreffen? Da wird es schwierig, denn die Begriffe entgleiten leicht. Ein Beispiel: Der zentrale Satz, Gott sei Sein (1), wird zu: Gott sei Negation alles Begrifflichen (2), also das Nicht, genauer: Nichtes nicht (3) und schließlich: darüber hinaus sei jenseits aller Begriffe „Gottheit“ zu denken (4), aber nicht unbewegt, sondern ein Brausen in sich – reale, bewegte fruitio. Ufff, sagt sich der Leser und geht den Gedanken zurück und staunt: Ja, das hält. Die Begriffe haben ihre herkömmliche Eingängigkeit verloren, aber der angezielte Satz ist konsistent, ja aufregend. Wenn überhaupt etwas, dann bringt solche Hochleistungslogik Eckhart zum iubilus, zur philosophischen Ekstase.



Was ist hier geschehen? Der Forscher wird unzufrieden mit herkömmlichen Antworten und rettet sein eigenes Denken versuchsweise durch Neuordnung der Denkschritte und durch die Anwendung von (ebenfalls traditioneller) scharfer Logik. Das fasziniert bis heute Forscher wie Erich Fromm oder Dietmar Mieth, und es schafft Raum für neue Einsichten. An die Stelle des Ideals der Gefügigkeit, also Traditionen in ein System glatt einzupassen, tritt das der Gelassenheit: realistisch Widersprüche stehen zu lassen und am Ende spekulativ (nach oben, kategorial) zu verstehen. Dabei leidet die Tradition wenig, weil das Widerspenstige inklusiv mitgedacht und steile Passagen enkaptisch wieder eingebunden werden. Das macht die Lektüre spannend. Dem Lesenden entsteht ein eigenartiger Thrill: Passt es? Und oft genug passt es.

Die Predigt auf Deutsch bietet nicht nur den Vorzug, Begriffsfallen zu umgehen, sondern zwingt auch zu Verständlichkeit. Praktisch-ethische Urteile stehen neben „logisch“ richtigen. Eine menschliche Stimme spricht unter Menschen, idealerweise im Dialog, sagt „Ich“ und „Du“. Im Unterschied zu anderen Autoren und späteren Epochen gelten als Argument freilich nicht das quantitative Auszählen und die Dimension des Historischen, gar Journalistischen oder Biographischen.

Freilich bleibt es dabei, dass hier Widerspruch ausgelöst wird: Es geht beim Meister tatsächlich manchmal wild zu. Der Kollege und Kritiker Wilhelm von Ockham konnte gar nicht anders, als Eckhart für einen Wirrkopf zu halten. Der Dominikaner-Meister ist eben kein Fall für extreme Konzentration auf knappe Voraussetzungslosigkeit, dennoch blieb seine Argumentation verständlich und durchdacht, anerkannt auf der Spitze der Reflexion seiner Zeit. Eckhart verlangt fast nichts vom Fachphilosophen, außer eben: mitzudenken.

Der Dominikaner war streitbar, er kannte die Schwierigkeiten seines Vorgehens und bestritt in bester akademischer Tradition Streitgespräche. Sein Lebensende war überschattet von einem Streit ganz anderer Art, einem Prozess vor dem Papst in Avignon; den hatte er selbst wegen lokaler Unstimmigkeiten beantragt. Das Verfahren endet (wahrscheinlich nach seinem Tod) mit der Verurteilung einzelner Sätze, begründet mit der Sorge um die Verunsicherung einfacher Gläubiger „in agro Domini“. Der Vorgang war so selten nicht, auch Thomas wurde verurteilt, der setzte sich aber danach durch, was dem „armen“ Meister aus naheliegenden Gründen verwehrt blieb.

Was „begehrt“ Eckharts Modellmensch, das fröhlich lebendige Ich? Die Frage wird für Sie, den Leser, wichtig sein. „Ich“ lässt zu, dass fluide wächst, was ich tatsächlich will. Ich helfe mir durch die gesuchte Verschlankung und gewollte Lösung von allem Überflüssigen, also Armut. Der so aktivierte Prozess von Abgeschiedenheit treibt mich aufwärts, weg von vordergründig wünschenswerten, aber hinderlichen Illusionen von Selbstwerdung. So erst kann ich zulassen, dass wächst, was ich wirklich will. Über die Stufen der Verschlankung und gelingender Anstrengung lerne ich, besser und engagierter zu werden. Es entsteht ein Aufstieg durch Entleerung, durch den wachsenden Verzicht auf „dies und das“. Neugier und Vernunft entwickeln sich zu einer Mentalität des Durchbrechens. Es treibt mich, nicht stehen zu bleiben, sondern weiterzugehen. Am Ende zeigt sich das Maximum, das Sein ohne Eigenheit – einfach da zu sein. Aus zugelassenem Geschehen und vernünftiger Suche bricht etwas durch, es stürzen die letzten Verbohrtheiten: die Gottesgeburt in der Seele.

Was „begehrt“ Eckharts Text von uns? Mit Bernhard Welte gesagt: dass wir uns „Gedanken zu seinen Gedanken“ machen. Den Rest können wir gelassen erwarten.

*Heribert Löbbert*

Christian Lehnert  
**Ins Innere hinaus**  
**Von den Engeln und Mächten**

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2020

239 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-518-42957-0

Christian Lehnert ist mit seinen bei Suhrkamp veröffentlichten Gedichtbänden bekannt geworden. Der evangelische Pfarrer, Librettist und Liturgiewissenschaftler hat, ebenfalls bei Suhrkamp, nach Essays über Paulus (2013) sowie über Kult und Gebet (2017) mit „Ins Innere hinaus“ (2020) einen weiteren Prosaband vorgelegt. Die dreiundsechzig Texte – manche nur eine Seite, andere über 10 Seiten lang – schauen auf die Natur und die eigene Biografie, befassen sich mit Musik, (Ausdrucks-)Tanz und bildender Kunst, beziehen sich auf Religionswissenschaft, Liturgie, Theologie und Philosophie oder legen Bibeltexte aus. Die Prosastücke sind nur locker über Leitworte miteinander verknüpft. Diese Form hängt mit dem Inhalt zusammen, den der Untertitel „Von den Engeln und Mächten“ (später kommen die „Gewalten“ hinzu) angibt. Lehnert, der einen – biografisch grundierten – Beitrag zu einer zeitgemäßen Angelologie vorlegt, hat nämlich die Befürchtung, dass eine hypostasierende (theologische) Begriffsbildung das passagere „Fremde“, das Engel ja stets sind, fixieren und „im Zugriff der Worte ... ersticken“ könnte (so die Umschlagrückseite, die Seite 201 zitiert). Aus diesem Grund variiert Lehnert in immer neuen Anläufen seine Blickwinkel und seine sprachlichen Annäherungsversuche. Was aber sind „Engel“ und welche Bedeutung haben sie für den Autor?



1969 in Dresden geboren, hat Lehnert in der Schule das übliche kirchenfeindliche Programm absolviert. Trotzdem kommt es bei dem Jugendlichen zu einem „plötzlichen und unerwarteten Aufbrechen einer existentiellen Gottesfrage“ (190), die ihn zum „ganz fremden Ortspfarrer“ und schließlich zur Konfirmation – „das Wort ‚Konfirmation‘ war nur eine Chiffre für das mir noch ganz Unbekannte“ (192) – führt. Wenig später verweigert er den Kriegsdienst und muss stattdessen als Bausoldat mit Kameraden gefährliche Arbeit in den maroden Leunawerken leisten (180-185). Gott erlebt er als einen nahen und doch immer entzogenen Gott – und wäre ohne die „Mächte, die Engel und Thronoi und Gewalten ... verloren gewesen“, weil er „in ihren Gestalten [Gott] zu erfahren“ glaubt (218). Lehnerts Überlegungen zur Angelologie gründen also auf persönlichen Erfahrungen. Was aber sind „Engel“?

Es gibt Engel, denn für Menschen, die sie erfahren haben, sind sie evident und haben deren Leben verändert. Es gibt keine Engel, denn sie hinterlassen außerhalb der subjektiven Reaktion keinerlei nachweisbaren Spuren. Engel kommen von außerhalb, aber lassen sich nur im je eigenen Inneren vernehmen. Ihr Erscheinen ist passager: ein Vorübergehen, ein „verzögertes Verschwinden“ (21). Ihre Erscheinung ist ein Gestus, ein Hinüber bzw. Transzendieren aus dem Hier und Jetzt in ein offenes Dort (was den Buchtitel „Ins Innere hinaus“ erklärt); Engel eröffnen also Freiheitsräume. In einem Gestus – einer Menschengeste, einem Wort, einem Luftzug, einem eigentümlichen Licht, einem Tier oder in der Natur – kann ganz unvermutet der unsichtbare Gott erscheinen (175) und zur Erfahrung werden. So beginnt und endet das Buch mit einer theopoetischen Naturbetrachtung: Im Blick auf die Wiese vor dem Haus im „mittäglichen Märzlicht“ gewinnt der Betrachter auf einmal den Eindruck, als „erwarte [sie] jemanden – deshalb wohl zittere sie“ (20, 219). Ein Gott, schreibt Lehnert, „der in mir Erfahrung werden will“ (13), bedient sich der Engel. Die „Diesseitsmenschen“ (24) freilich, die meinen, sich selbst und die Wirklichkeit ganz durchschaut zu haben, haben Engel, diese flüchtigen Wesen zwischen Gott und Welt, keine Chance anzukommen.

Über diesen oft variierten Kern hinaus befasst sich Lehnert u.a. aus religionswissenschaftlicher Sicht mit Genese und Funktion des Engelsglaubens sowie Dionysius Areopagitas höchst vorläufiger Taxonomie der Engel in neun Chören. Er stellt Zusammenhänge zwischen Engelsgesang und Liturgie her und betrachtet Engelsbilder, die sich zwischen „Engelsramsche“ (65) und theologisch reflektierter, die Wahrnehmung irritierender Darstellung bewegen. In Kunst und Religion sieht er „subversive Gespenster“ (128), die in die Offenheit führen: Die Kunst, die sich an den Einzelnen richtet, verstört, indem sie „Wahrnehmungsräume weitet und andere Welten entwirft“ (128). Die Kirche, die eine Glaubensgemeinschaft bildet, verstört, weil sie von dem „ganz Anderen“, von den Lebensgrenzen Geburt und Tod sowie vom Menschen als Sünder spricht (128). (Die Kaltnadelradierung von Claudia Berg auf dem Umschlag mag dafür ein Beispiel sein.)

Die Bibelauslegungen des Verfassers stellen die existentielle wie theologische Bedeutung der Texte heraus. Zum einen werden einschlägige biblische Perikopen zur Engelsthematik – u.a. Hagar, Ismael und der Engel (Gen 16), Lot und die beiden Boten in Sodom (Gen 19,1-22), Jakobs Kampf mit dem Boten am Jabbok (Gen 32,23-33) oder der Jesus auf dem Ölberg stärkende Engel (Lk 22, 39-46) – vorgestellt. Zum anderen geht es um die Gottesthematik im engeren Sinn: Beeindruckend sind Lehnerts Annäherungen an die traumatische Berufung des Propheten Ezechiel (Ez 1) oder an die Vision von der Auferstehung der Gebeine (Ez 37,1-14). Unter der Überschrift „In den Aporien des Monotheismus“ befasst er sich mit Elija, dem Propheten des – wahren – Monotheismus, der glaubt, die Priester des – unwahren – Baal abschlachten zu dürfen; in der Wüste verweist ihn ein Engel auf den so anderen Gott, der sich als „verschwebendes Schweigen“ (1 Kön 19,12 nach M. Buber) offenbart.

Wie kann die verborgene Gegenwart Gottes und seiner Engel in Worte gefasst werden? Lehnert bringt die Phänomenologie eines Bernhard Waldenfels und mystische Autoren – wie Hildegard von Bingen, Meister Eckhart, Heinrich Seuse, Johannes Tauler und besonders Jakob Böhme – in seinem vielstimmigen „ikonischen Schreiben“ (76) ins Spiel. Dass sein Buch ein zutiefst religiöses ist, verdeutlichen die drei (auch von Johann Sebastian Bach verwendeten) Buchstaben „S.D.G.“ am Schluss: Soli Deo Gloria, allein Gott sei Ehre.

„Ins Innere hinaus“ lässt sich nicht in einem Rutsch lesen. Es erfordert Geduld und die volle Aufmerksamkeit von Leserin und Leser. Belohnt werden sie mit neuen und manchen irritierenden Einsichten – und vielleicht der Anregung, nach den eigenen „Engeln und Mächten“ Ausschau zu halten.

*Thomas Menges*

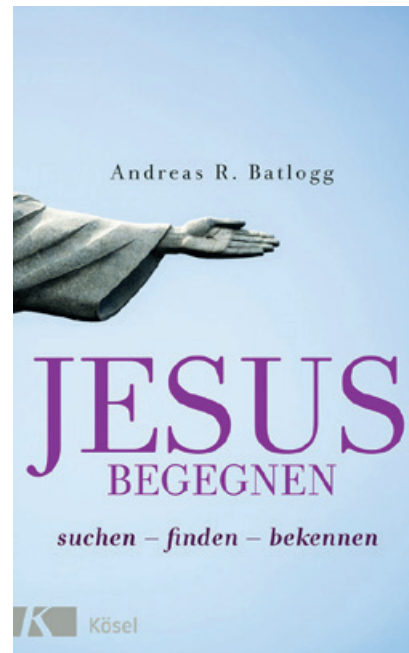
Andreas Batlogg  
**Jesus begegnen**  
**suchen – finden – bekennen**

München: Kösel Verlag. 2021  
322 Seiten  
22,00 €  
ISBN 978-3-466-37248-2

Andreas Batlogg hat ausgehend von der Jesus-Meditation der ignatianischen Exerzitien ein sehr persönliches Buch geschrieben über die Möglichkeit, Jesus in diesem Leben zu begegnen. Worum es geht?

Der Buchtitel suggeriert drei Hauptteile. Aber der Autor macht etwas anderes: In 33 Kapiteln kommen unterschiedliche Erfahrungsfelder zur Sprache, mal geht's um Suchbewegungen, mal um Finderglück und mal um Bekennermut. Andreas Batlogg, geboren 1962, ist seit 1985 Jesuit, und das Erbe des Ignatius von Loyola (1491-1556), der Jesuitenorden mit seiner besonderen Betonung der „Gesellschaft Jesu“ bilden den Raum, in dem er sich bewegt. Batlogg versteht das Ordenssymbol IHS – Iesus Habemus Socium – nicht exklusiv, sondern über die Konfessionsgrenzen hinaus als Einladung an alle, die sich auf Jesus einlassen. Das gilt auch für die Exerzitien, die von Ignatius konzipierten geistlichen Übungen, mit dem zentralen Element der Kontemplation des Lebens Jesu „dem Fleische nach“.

Der Autor ist von seinem Orden immer wieder in die Ferne geschickt worden. Er leidet in Amerika darunter, auf sich alleine gestellt zu sein. Trost bietet Bachs Choral „Jesus bleibet meine Freude“, zitiert in dem Kriegsdrama „To End All Wars“ von David Cunningham (2001). Er wird in Israel reich beschenkt durch das fünfte Evangelium, die Landschaft, in der Jesus lebte. Auf dem Weg in den Operationssaal, nach der Diagnose eines bösartigen Tumors fällt ihm das letzte Gespräch der Sophie Scholl mit ihrer Mutter ein, und er tröstet sich mit den Worten „Gelt Andreas, Jesus“.



Immer wieder berichtet der Jesuit von Gesprächs- und Leseerfahrungen. Karl Rahner begleitet durch das Buch und ermuntert dazu, „Jesus um den Hals zu fallen“, Gottfried Bachl ist verwundert, was aus dem „brennenden Menschen“ Jesus geworden ist. Der nach Ignatius zweitwichtigste Zeuge, der im Buch immer wieder aufgerufen wird, ist Papst Franziskus mit seiner entschiedenen Weigerung, aus dem Glauben eine „Antiquitätensammlung“ machen zu wollen. Batlogg findet kritische Worte gegen die Verharmlosung Jesu, gegen seine erneute Gefangenahme in begrifflichen Fesseln und distanzierter Wissenschaftlichkeit. Das Credo reicht ihm nicht aus, weil es den Reichtum des Lebens Jesu auf zwei Ereignisse reduziert: Geburt und Tod.

Über das Problem eines Jesusbuches im 21. Jahrhundert schreibt Batlogg selbst, dass schon einige Regalmeter Jesusbücher existieren (sein Literaturverzeichnis umfasst immerhin 11½ kleingedruckte Seiten) und er fragt, ob es noch Bedarf für ein weiteres gibt, denn Bücher sind kein Ersatz für die wirkliche Begegnung; wozu also lesen, kommt es doch auf die Nachfolge an? Batlogg hat selbst viele Jesusbücher berücksichtigt, um im eigenen Buch seinen persönlichen Weg der Nachfolge Jesu zu schildern, der unvermeidlich beeinflusst ist durch eine Fülle von Anregungen aus verschiedenen Epochen der Christentumsgeschichte. Doch man darf kein Buch erwarten, dass sich an der Biografie orientiert wie die Evangelien, man darf keine Summe der Christologie erwarten, der Zeitgeschichte oder der Exegese. Batlogg lehnt nichts davon ab, aber er erzählt seinen einzigartigen Weg zu und mit Jesus. Dabei scheut er sich nicht, an Grenzen zu gehen, pathetisch zu werden, von seinen eigenen Tränen zu erzählen und zu Tränen zu rühren. Der Mensch ist dazu bestimmt, Jesus zu begegnen und sich daran zu freuen. Allein darum soll es gehen.

Andreas Batlogg kann gut schreiben; sein Buch berührt, fesselt, darin einem Roman vergleichbar. Ich kann mir gut vorstellen, dass Texte aus dem Buch in der Schule als Lektüre im Religionsunterricht funktionieren. Hier konnte nur versucht werden, einige Schlaglichter auf Batloggs Begegnungen zu werfen; sein Buch lässt sich nicht zusammenfassen wie ein systematischer Traktat, sondern ist selbst die Zusammenfassung eines Lebens, in dem einer die Gesellschaft Jesu sucht, immer wieder findet und sich dazu bekennt.

*Karl Vörckel*



Jürgen Manemann  
**Revolutionäres Christentum**  
**Ein Plädoyer**  
*X-Texte zu Kultur und Gesellschaft*

Bielefeld: transcript Verlag, 2021

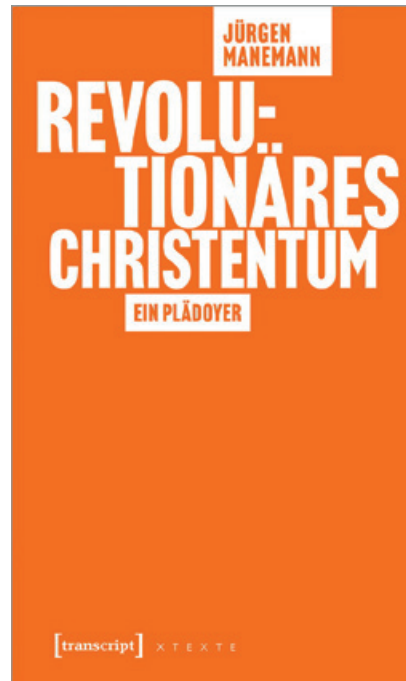
158 Seiten

18,00 €

ISBN 978-3-8376-5906-1

Äußerlich ein schmales Bändchen nur, aber mit jener gewaltigen Portion Dynamit, die dem Evangelium entspricht, geht es doch in der ganzen Bibel um Befreiung aus falschen Verhältnissen – sei es aus „Ägypten“, sei es aus der Babylonischen Gefangenschaft, sei es aus dem Land „in Finsternis und Todesschatten“ wo immer. Kurzum und vorweg: Das konzentrierte Buch ist ein Muss für alle, denen an gerechte(re)n Verhältnissen liegt, zumal wenn sie christlich orientiert und zudem kirchlich beauftragt sind. Der Untertitel markiert genau den optionalen und programmatischen Charakter der Ausführungen: Wo stehen Christen und Kirche(n) in der Corona-, in der Klima-, in der Demokratiekrise – in jener förmlich selbstmörderischen Gesamtkrise menschheitlichen Ausmaßes? Was haben sie (womöglich) noch und wieder beizutragen an diagnostischer und befreiender Kraft? Jedenfalls braucht es gegen den drohenden Ökozid eine „Revolution für das Leben“, wie Manemann mit Bezug auf den Bestseller der Philosophin Eva von Redecker betont und theologisch entfaltet.

Der Direktor des Forschungsinstituts für Philosophie in Hannover beginnt – ganz auf der Spur seiner Lehrer Johann Baptist Metz und Tiemo Rainer Peters, also der damals „Neuen Politischen Theologie“ – mit der gefährlichen Erinnerung biblischer Perspektiven. Schon die erste Seite der Bibel, die von der sehr guten und schönen Schöpfung spricht, besingt ja nicht die bestehenden Natur- und Geschichtsverhältnisse, wie sie faktisch sind, sondern wie sie sein sollen und worauf hin sie entworfen sind. De facto aber leben wir alles in allem noch „jenseits von Eden“ – und aus dieser „Mordgeschichte“ seit Kain und Abel gilt es unbedingt herauszukommen. Exodus und Reich Gottes lauten



bekanntlich die zentralen Glaubensbilder dieser Befreiungs- und Erlösungsdynamik. Und die Botschaft von der Auferstehung steht ursprünglich in engstem Zusammenhang mit der vom Gericht: Nicht die „Lösung“ des natürlichen Todesproblems stünde demnach im Mittelpunkt der Osterbotschaft, sondern die Überwindung des faktische Unrechts in Gestalt struktureller und persönlicher Sünde – jener Tod also, den wir durch Egoismus und Gier anderen bringen und selbst uns holen. Entsprechend wählt Manemann als biblisches Motto einen Scharnier-text zwischen Altem und Neuem Testament: das Magnifikat nach Lukas. Nachdrücklich erinnert er an den drängenden, „apokalyptischen“ Grundzug der ganzen Bibel und nicht zuletzt der Jesus-Botschaft. Was in Jesus Christus endgültig schon „geglückt“ ist, soll endlich überall wahr werden. Deshalb gehören Trauer und Mitleidenschaft, Möglichkeitssinn und Widerstandskraft in die Mitte christlicher Hoffnung. „Gott zu erkennen heißt fühlen, was ungerecht ist.“ (Durchgängig schreibt Manemann „G-tt“, um dem Unfassbaren und Unsagbaren seiner Treue zu entsprechen.)

Wie „pharaonisch“ die gegenwärtigen Welt- und Selbstverhältnisse sind, kommt natürlich in den gegenwärtigen Klimakrisen zum Ausdruck: ökologisch, sozial, politisch bis in einen entfremdeten Lebensstil hinein. Alles gerät unter Vernutzungsdruck und muss ver- und zuvor bewertet werden. Ganz im Sinne päpstlicher Stellungnahmen spricht Manemann mit Redecker von „kapitalistischer Sachherrschaft“, die anonym alles bestimmt und unter Leistungs- wie Verwertungsdruck stellt. Der Subjektcharakter der Arbeit geht verloren, Abstiegs- und Zukunftsängste nehmen zu, die Schere zwischen Arm und Reich öffnet sich, rechtsextremes und faschistisches Denken macht sich breit. Manemanns Bemühen, ökologische, soziale und existentielle Krisen systemisch zusammen zu lesen, ist ausgesprochen hilfreich, so plakativ und skizzenhaft es notgedrungen noch bleibt.

Jedenfalls ist für Christen und Kirchen längst der Status confessionis gegeben. Es braucht „eine nachbürgerliche Initiativkirche“ (Metz), die die utopischen Ressourcen biblischer Verheißung selbst wirklich ernst nimmt und offensiv im gesellschaftlichen Kontext bezeugt. Nicht zufällig ist ja der prophetische Programmtext des Papstes „Laudato si“ zugleich Schöpfungs- und Sozialzyklika: Bewahrung der Schöpfung und Gerechtigkeit und Frieden sind christlich untrennbar. Es bräuchte dann sehr viel mehr geistliche Trauer- und Wutarbeit angesichts entfremdeter Verhältnisse, mehr Mut zu zivilem Ungehorsam und in allem jene kritische- und kreative Empathie- und Solidararbeit, die konsequent von den Opfern her denkt. Kirche habe „das sichtbare Projekt der Liebe Gottes zur Menschheit“ (Paul VI.) zu sein – und sich von ihrer bisherigen „konstantinischen“ Sozialgestalt zu befreien und endlich „mundial“ und wirklich katholisch zu werden, heraus aus der bürgerlichen Gefangenschaft. Dass solche „Exoduspolitik“ (und -spiritualität!) schmerzhaft auf die Macht struktureller Sünde in Gestalt von Veränderungsangst und Gleichgültigkeit trifft, ist klar. Aber die Kraft des Biblischen zeigt sich nicht zuletzt in der Bereitschaft, jenes Leiden durchzustehen, „das aus dem Kampf gegen Gewalt und Leiden erwächst“.

Manemanns bedrängendes Plädoyer dient hervorragend zur Gewissenserforschung und Neujustierung, zumal immer die Praxis im Blick ist. Natürlich bedarf es weiterer Vertiefung und kritischer Fortschreibung – z.B. hinsichtlich der Frage von Gottesglaube und Welt- wie Selbstveränderung. Lapidar ist ja die Auskunft Jesu: „Bei Menschen ist es unmöglich“. Woher also die Motivation nehmen zum Exodus? Bloßer Leidensdruck genügt nicht, genaues Denken, guter Wille und begründeter Appell allein auch nicht. Was also heißt, wirklich an Gott zu glauben und „aus den eigenen Quellen zu trinken“ (wie Gustavo Gutierrez zur „Mystik der Befreiung“ schrieb). Sehr zutreffend sieht Manemann die notwendige Aufbruchsarbeit mit Abbruch, Abschied und Trauer verbunden. Dazu gehört die schmerzliche Aufarbeitung der Frage, warum Theologie und Kirche besonders hierzulande so unpolitisch sind, jedenfalls im Vergleich zur damaligen Theologie der Befreiung. Auch mit der Frage, warum die zentrale Botschaft des jetzigen Papstes so wenig in ihrer gesamtgesellschaftlichen Brisanz ernst genommen wird und offenkundig große Ängste auslöst und freisetzt. – Kurzum: „einsame“ Spitze und wirklich Vollwertkost.

*Gotthard Fuchs*

Bernhard Grümmе / Gunda Werner (Hg.)

## **Judith Butler und die Theologie**

### **Herausforderung und Rezeption**

Bielefeld: transcript Verlag. 2020

314 Seiten

40,00 €

ISBN 978-3-8376-4742-6

Die amerikanische Philosophin Judith Butler zählt zu den profiliertesten Denkerinnen poststrukturalistischer Theorien. In ihrem Denken fordert Butler heraus. Ihre Reflexionen über zentrale Begriffe wie Diskurs, Dekonstruktion, Performativität oder Körperlichkeit erfordern es, lieb gewonnene Denkgewohnheiten zu überprüfen und neue Möglichkeiten der Weltwahrnehmung zuzulassen. Ihr Band „Das Unbehagen der Geschlechter“ (1990) wurde zu einem Schlüsselwerk moderner feministischer Theorie, ihre Abhandlungen „Körper von Gewicht“ (1993) und „Hass spricht“ (1997) loten unter anderem in der Rezeption von Michel Foucault und John Austin unhintergebar die Bedingungen und Möglichkeiten von Identitätskonstruktionen und Sprechakten aus. Das Werk von Judith Butler ist so wohlthuend provozierend wie faszinierend.

Der Bochumer Religionspädagoge Bernhard Grümmе und die Grazer Dogmatikerin Gunda Werner wagen es in einem umfangreichen Sammelband, die Theorien Butlers in einen Dialog mit der Theologie zu bringen. „Judith Butler und die Theologie. Herausforderung und Rezeption“, so der nüchterne Titel des 2020 im transcript-Verlag veröffentlichte Band. Dabei betritt die von Bernhard Grümmе und Gunda Werner verantwortete Publikation kein völliges Neuland, so werden die Theorien von Butler bereits seit mehreren Jahren innerhalb der Theologie durch verschiedene Einzelstudien bedacht. Der Wert der nun vorliegenden Studie liegt in der Breite der Gesamtanlage des Bandes. Nach einer fundierten Einleitung, die zunächst konturenhaft das Denken Butlers umkreist und die Ausrichtung und Zielsetzung des Sammelbandes erläutert, ist es ein Fünfschritt, der dem Band zugrunde liegt.



Zunächst werden praktisch theologische Erkundungen angestellt, die die Theorien von Butler in der Religionspädagogik, in der Pastoral, in juristischen Kontexten oder der Liturgiewissenschaft reflektieren. In einem zweiten Schritt wird Butlers Philosophie mit biblischen Perspektiven in ein Gespräch gebracht. Dimensionen von Empathie oder die Gefährdungen des Lebens stehen dabei im Mittelpunkt der Überlegungen. Umfangreich umfasst der dritte Schritt systematisch-theologische Zugänge zum Werk Butlers. Hierbei werden starke Überlegungen zu einer satisfaktionsfähigen Subjekttheorie oder zur Bedeutung des Normativen im Hinblick auf einen Traditionsbegriff im Anschluss an Butler angestellt. Besonders bereichernd ist der vierte Schritt des Sammelbandes, der religionsphilosophische und interkulturelle Perspektiven in den Blick nimmt. Dieser Zugang erweist sich gleichermaßen als innovativ wie produktiv, wird hier das „Zwischen“ oder

das „Mehr“ in den Mittelpunkt der Überlegungen gestellt, das sich für eine aufgeschlossene Theologie, als kreative Rede von Gott, als besonders fruchtbar erweisen kann. Der fünfte und letzte Schritt umfasst eine theologiegeschichtliche Perspektive auf die Theorien Butlers. Dabei stehen die protestantische Kirchengeschichte sowie die Gender-Rezeption in der römisch-katholischen Kirche im Fokus. Eine gleichermaßen resümierende wie Horizonte eröffnende Konklusion schließt den Band ab. Im Verlauf des Bandes werden die unterschiedlichen Disziplinen der Theologie durch deren Vertreterinnen und Vertreter an verschiedenen Universitäten in Dialoge mit den Denkweisen und Erkenntnissen Butlers gebracht. So wird der Sammelband zu einem vielstimmigen und sehr bereichernden Beitrag für die theologische Forschung.

Butlers Theorie greift auf die Annahme der Wirkmächtigkeit von Diskursen zurück und entfaltet Reflexionen über die performative Kraft von Sprache. Dass die Welt veränderbar ist, ihre Prozesse stetig auszuhandeln sind und die eigene Wahrnehmung geschärft sein sollte, um sprachliche Macht als entscheidendes Konstruktionsprinzip von Wirklichkeit zu sehen, kann als notwendiger Impuls von Butler angesehen werden, den „Judith Butler und die Theologie. Herausforderung und Rezeption“ immer wieder starkzumachen versucht. Die Frankfurter Erklärung „Für eine synodale Kirche“ sprach jüngst von einem Kairos, in dem sich die derzeitigen Entwicklungen der Kirche ereignen. Bereichernd kann es für Theologie und Kirche sein, im Verlauf dieses Kairos die Gedanken von Butler über Macht, Subjekt und Körperlichkeit ernst zu nehmen. Der Sammelband gibt dazu vielfache Anregungen, die darauf warten, in konkrete Praxis umgesetzt zu werden.

# ✕ ANDERE RELIGIONEN / WELTANSCHAUUNGEN



Gerhard Haase-Hindenberg

**„Ich bin noch nie einem Juden begegnet...“**

**Lebensgeschichten aus Deutschland**

Hamburg: Edition Körber. 2021

382 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-89684-290-9

„Ich bin noch nie einem Juden begegnet ...“ ist ein Satz, den Juden häufig hören und Nichtjuden häufig äußern. Das ist nicht verwunderlich, denn das Judentum macht nur 0,19 % der Weltbevölkerung aus. Problematisch ist es allerdings der Judenhass, der früher und heute häufig von Menschen ausgeht, die keinen einzigen Juden kannten oder kennen. Wie gut, dass es Initiativen wie „Meet a Jew“ oder dieses Buch gibt. Der Autor beginnt mit einem Prolog, der einen historischen Überblick skizziert über „Das Leben mit den Juden – seit 1700 Jahren.“

Sehr berührend und eindrucksvoll werden die „Kurzbiographien“ der „zweiten Generation“, der Töchter und Söhne von Überlebenden des Holocaust vorgestellt. Der Leser erfährt, wie schwer die Integration dieser jüdischen Kinder, gerade kurz nach der Shoah, in einer nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft war. Weil man Angst hatte, seine jüdische Identität preiszugeben, achteten die Eltern oft darauf, dass die Vornamen des Nachwuchses nicht zu jüdisch klangen. Ein Kind, welches in Israel noch David hieß, wurde in Deutschland eben zu Dieter. In den Geschichten wird die Einsamkeit dieser „zweiten Generation“ deutlich. Von den Eltern kam meistens nur Schweigen, denn die traumatischen Erlebnisse hatten sie verstummen lassen. Erst Ende der 1960er bzw. Anfang der 70er Jahre wurde der Holocaust in den Schulen thematisiert. Und die Nachkommen der Opfer stießen mit ihren Erzählungen nicht nur auf ungläubige Ohren. Seither hat sich viel getan, es gibt mittlerweile Juden in der Bundeswehr und sogar einen Militärrabbiner.



Im zweiten Kapitel „Aus aller Welt“ wird von den Kindern und Enkeln einstiger Emigranten berichtet, die, aus Nord- und Südamerika, Australien und sogar Israel kommend, sich auf Spurensuche nach ihren Vorfahren nach Deutschland und besonders nach Berlin gemacht haben. Generell erlebten die jüdischen Gemeinden seit 1991 einen großen Aufschwung, der durch die „Kontingentflüchtlinge“ aus der ehemaligen Sowjetunion zustande kam. Es wird berichtet, wie wenig viele von ihnen über das Judentum wussten. Sie wussten oft nur, dass sie Juden waren, denn sie hatten immer wieder Repressalien zu erleiden, weil in ihrem Pass als Nationalitätsvermerk „Jude“ stand. Sie entdeckten ihr Judentum durch die Begegnungen in den verschiedenen jüdischen Gemeinden und viele fanden ihre religiöse Heimat sowohl in orthodoxen und konservativen als auch in liberalen und progressiven Synagogen. Diejenigen, die nicht religiös waren und sind, versuchen in der Tradition des Judentums zu leben, begehen die Feiertage und kaufen sich sogar rituelle Gegenstände. Der Autor berichtet sehr eindrucksvoll über die „Wege zu einer jüdischen Identität.“



In den Kapiteln „Innovativ, individuell, jüdisch“ und „Die Rückkehr der jüdischen Kunst“ erfährt der Leser nicht nur Wissenswertes über die neue Berliner Kunstszene und die „israelische Kunst am Ort der Shoah“, sondern – anhand von Kurzbiographien – etwas über die verschiedensten Orientierungen und Formen jüdischer Identitäten. Allerdings machen viele dieser jungen Leute, für die Deutschland nicht nur das Land des Holocaust ist, sondern auch das der großen Musiker, Dichter und Denker, schon wieder schlimme Erfahrungen mit der jüdischen Identität – und das nicht nur von rechter oder muslimischer Seite. Man erfährt, dass „Personen mit einer Regenbogenflagge und einem Davidstern plötzlich, ohne dass sie sich in irgendeiner Form zu Israel geäußert haben, aus einem queer-linken Veranstaltungsraum oder von einer queer-linken Demo ausgeschlossen werden.“ In den Schilderungen wird dennoch deutlich zum Ausdruck gebracht, dass gerade Berlin als eine der tolerantesten Städte empfunden wird. Hier können Austauschbewegungen und Brücken entstehen, die zu einer Heilung beitragen.

Im letzten Kapitel, „Dein Gott ist auch mein Gott“ – formuliert in Anlehnung an das Buch Ruth 1,16 – berichtet der Autor über die Beweggründe, zum Judentum zu konvertieren. Am Ende steht die berührende Geschichte von Lissi Kuhn, die mit Hilfe des Rabbiners mit 91 Jahren endlich Jüdin wurde und nun für alle Ewigkeit auf dem jüdischen Friedhof ruhen kann.

Gerhard Haase-Hindenberg präsentiert sehr viele jüdische Kurzbiographien. Das hat seinen Grund, denn das Judentum ist sehr vielfältig und es gibt sehr viele unterschiedliche jüdische Menschen. Dem Autor gelingt es, einem klischeehaften Judenbild entgegenzutreten. Es wird deutlich, dass das Judentum nicht nur eine Religionsgemeinschaft, sondern auch eine Schicksalsgemeinschaft ist. Leser und Leserin begegnen Juden und Jüdinnen aus den verschiedensten Ländern, Berufen und Orientierungen. Alle haben eine jüdische Identität, aber auch eine mehr oder weniger traurige Familiengeschichte. „Alles Leben ist Begegnung“ sagte schon Martin Buber. Und damit man möglichst vielen jüdischen Menschen begegnen kann, sollte man dieses Buch lesen.

*Ulrike-Rebekka Nieten*

Mouez Khalfaoui / Jean Ehret (Hg.)  
**Islamische Theologie in Deutschland**  
**Ein Modell für Europa und die Welt**

Freiburg: Herder Verlag. 2021

336 Seiten

30,00 €

ISBN 978-3-451-39143-9

Am 29. Januar 2010 veröffentlichte der Wissenschaftsrat der Bundesrepublik Deutschland die „Empfehlungen zur Weiterentwicklung von Theologien und religionsbezogenen Wissenschaften an deutschen Hochschulen“. Darin wird ausdrücklich betont, dass ein großer Bedarf für die Ausbildung von Religionspädagoginnen und -pädagogen für den islamischen Religionsunterricht und von Religionsgelehrten für die Arbeit in den bestehenden Moschegemeinden existiert. Im Zuge der „Empfehlungen“ des Wissenschaftsrates wurden sukzessive Zentren, Institute und Seminare für islamische Theologie an deutschen Hochschulen eingerichtet.

Nach über 10 Jahren ist es an der Zeit, einen Blick auf die Landschaft der islamischen Theologie in Deutschland zu werfen und Bilanz zu ziehen. Dieses Anliegen haben explizit die beiden Herausgeber des Buches „Islamische Theologie in Deutschland“, Mouez Khalfaoui, Professor für islamische Recht am Zentrum für islamische Theologie der Universität Tübingen, und Jean Ehret, Professor für Theologie und Spiritualität und Gründungsdirektor der Luxembourg School of Religion & Society, übernommen. Dafür formulieren sie im Vorwort folgenden Anspruch: „Dieser Band ist mehr als eine Sammlung von Beiträgen; er hat den Anspruch, eine Einführung in das Wesen einer Islamischen Theologie zu bieten, die sich nicht auf den deutschen und europäischen Raum beschränken will.“ (7)



Die zwölf Beiträge des Buches werfen aus unterschiedlichen Perspektiven einen Blick auf die gestellte Thematik. Die ersten beiden Aufsätze (Stefan Schreiner, Mouez Khalfaoui und Simone Träger) behandeln grundsätzliche Fragen zur islamischen Theologie: zum einen zu ihrer Institutionalisierung im deutschen Wissenschaftssystem, zum anderen hinsichtlich ihrer spezifischen Fragestellungen im europäischen Kontext. Die Autorinnen und Autoren der folgenden neun Beiträge referieren gegenwärtige Forschungsschwerpunkte im bestehenden Fächerkanon der islamischen Theologie: aus der Religionspädagogik, der Hadith- und Koranforschung, der systematischen und historischen Theologie, der Ethik und des Rechts sowie der praktischen Theologie. Der Band endet mit einem Aufsatz von Jean Ehret, der einen grundsätzlichen kritischen Blick auf die christliche Theologie in Europa wirft und für eine Theologie der Beziehungen plädiert, die an die vielfältigen (religiösen, sozialen, wirtschaftlichen etc.) Lebenswirklichkeiten der Menschen andocken und in Dialog treten kann.

Insgesamt sind alle Beiträge des Bandes von hoher Qualität und bieten einen sehr guten Einblick in laufende Forschungsprojekte, die auch den Dialog mit anderen nicht-theologischen Wissenschaften (z.B. Pädagogik, Recht, Philosophie u.a.) sowie den Islam- und Religionswissenschaften und den christlichen und auch jüdischen Theologien suchen. Von daher findet ein interessiertes Fachpublikum in den Aufsätzen viele Anregungen und Anknüpfungspunkte für weiterführende Diskurse. Die beiden Herausgeber betonen im Vorwort, dass das Buch sich auch an ein „fachlich interessiertes breiteres Publikum“ und „an Entscheidungsträger:innen in Politik, Wirtschaft und Finanzwesen“ (7) richtet. Diesen Anspruch können sie aber nicht einlösen, weil die Beiträge letztendlich Forschungsberichte sind und sich mit ihrer elaborierten Sprache und Fachlichkeit eher an Expertinnen und Experten wenden.

Zwei weitere kritische Punkte sollen angemerkt werden. Der erste bezieht sich auf den Titel „Islamische Theologie in Deutschland – Ein Modell für Europa und die Welt“. Wenn man den Titel liest, könnte man auf den Gedanken kommen, dass in diesem Buch sich die einzelnen Zentren und Institute für islamische Theologie in Deutschland mit ihren Schwerpunkten vorstellen. Dies ist aber nicht der Fall. Von den dreizehn Autorinnen und Autoren stammen sieben vom Zentrum für islamische Theologie der Universität Tübingen; aus den übrigen Fakultäten sind noch Berlin, Erlangen-Nürnberg und Paderborn vertreten, Jean Ehret ist in Luxemburg beheimatet. Wie und warum diese Auswahl zusammengekommen ist, wird leider im Vorwort nicht begründet. Hier hätte man sich mehr Transparenz gewünscht, zumal an anderen Fakultäten für islamische Theologie, wie z.B. in Münster, weitere Schwerpunkte zu finden sind, die durchaus für den Band interessant gewesen wären.

Der zweite kritische Punkt hat ebenfalls mit dem Titel zu tun, und zwar hinsichtlich des Modellcharakters für Europa und die Welt. Es werden zwar in den Beiträgen Anknüpfungspunkte zu anderen Wissenschaften aufgezeigt, aber bis auf den Aufsatz von Erdal Toprakayan wird der avisierte Modellcharakter entweder gar nicht oder sehr marginal reflektiert, obwohl z.B. Mouez Khalfaoui und Simone Trägner-Uygun dies in dem Titel ihres Beitrags anzeigen („Die islamische Theologie im europäischen Kontext im 21. Jahrhundert“). Hier wurde leider eine Chance vertan, denn es wäre z.B. sehr spannend gewesen zu erfahren, ob und inwieweit die Forschungsergebnisse der islamischen Theologie in Deutschland an den Universitäten in Europa, Nordafrika, im Nahen Osten oder auch in Indonesien und Malaysia rezipiert werden und tatsächlich Modellcharakter haben.

Positiv zu vermerken ist der Anmerkungsapparat und die Bibliographien in den Aufsätzen. Manche Beiträge, wie z.B. zu den Hadithstudien, hätten durchaus vom Lektorat auf Grund einiger Wiederholungen gekürzt werden können. Als Fazit kann festgehalten werden: Das Buch bietet in hoher Qualität Forschungsberichte zu dem bestehenden Fächerkanon der islamischen Theologie in Deutschland. Inwieweit sie die gesamte islamische Theologie in Deutschland mit ihren jeweiligen Schwerpunkten abbilden, ist aber fraglich. Von daher wäre ein Titel wie „Schlaglichter der islamischen Theologie in Deutschland“ hilfreicher gewesen. Ebenfalls wird der im Titel formulierte Anspruch eines Modellcharakters reflexiv nur sehr marginal eingeholt.

*Detlef Schneider-Stengel*

Sandra Kostner / Elham Manea (Hg.)

## Lehren aus 9/11

### Zum Umgang des Westens mit Islamismus

Stuttgart: ibidem Verlag, 2021

413 Seiten

22,00 Euro

ISBN 978-3-8382-1583-9

„Historia magistra vitae“ – dieses perenne Diktum aus der Feder Ciceros mahnt uns, aus der Geschichte Lehren zu ziehen, zumindest um alte Fehler zu vermeiden und dies in gesellschaftspolitisches Handeln einzubeziehen. Zwei Jahrzehnte nach den Terroranschlägen am 11. September 2001 von vier koordinierten Flugzeugentführungen mit anschließenden Selbstmordattentaten auf symbolträchtige Gebäude der westlichen Welt und tausenden unschuldigen Opfern nimmt sich ein Sammelband mit international renommierten Gelehrten und Politikern vor, sich diesem Schreckensereignis bilanzierend zu nähern. Der Fokus der Ausführungen zielt dabei vor allem auf folgende Fragen: Wie reagiert(e) der Westen auf die moslemisch motivierten Anschläge? Was hat der Dschihadismus mit dem Islam, mit dem Koran zu tun – werden Glaubensgrundsätze nur „gekapert“ (Präsident G.W. Bush) oder besteht zwischen jenen und Gewalt eine substantielle, nachvollziehbare Verbindung? Gibt es blinde Flecken im Umgang mit dem politischen Islam? Welchen gesellschaftspolitischen Einfluss haben moslemische Strömungen, vor allem in unserem Land?

Zwei Bewegungen sind, insgesamt gesehen, zu unterscheiden: Der offen gewalttätige Dschihadismus, der sich mit hohen Opferzahlen vor allem in Afrika wie ein Flächenbrand ausbreitet, und ein gewaltfreier legalistischer Islam, der allerdings mit jenem zentrale Ziele gemeinsam hat: ein koranischer Fundamentalismus theokratischer Form mit Alleinherrschaft der Scharia, die sich mit westlichen Grundwerten (Religions-, Meinungsfreiheit, Geschlechtergleichberechtigung, Gewaltenteilung u.a.m.) nicht verträgt. Die legalistische Strömung stellt der Sammelband in den Mittelpunkt, da die Autoren die Grundthese vertreten, dass die westlichen Regierungen und Medien auch zwei Jahr-



zehnte nach „9/11“ das islamistische Gefahrenpotential nicht annähernd erkannt haben, bzw. sogar verharmlosen oder ganz ausblenden. Der Legalismus zielt darauf ab, mit einem Gang durch – besser: in – die Institutionen die gesellschaftlichen Strukturen sukzessive in Richtung islamische Weltordnung zu verändern. Geschickt hängen sich deren Vertreter ein liberales Mäntelchen um, indem sie glauben machen wollen, dass ihr Bestreben im Einklang mit freiheitlich-demokratischen Grundprinzipien stehe und im Trend angestrebte Vielfalt fördere. Sachlich fundierte Kritik wird entweder mit dem immunisierenden Pauschalvorwurf der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit, des Rassismus und der religiösen Diskriminierung diffamiert. Oder man strickt am Opfermythos der Islamophobie alter weißer Männer, die eine – natürlich bedauerliche – Überreaktion glaubenstreuer Moslems erzeugt hätten. Belastbares statistisches Zahlenmaterial belegt jedoch vielmehr, dass von einer galoppierenden Islamophobie in Europa nicht die Rede sein kann. Die häufigsten islamisch motivierten Anschläge ereignen sich ja außer in Afrika im Nahen und Mittleren Osten, die meisten der abertausend Opfer sind Muslime. Soll für die Gräueltaten etwa in Pakistan, Afghanistan, Libyen, Ägypten oder Mali tatsächlich ein aus Europa dorthin exportierter Islamhass verantwortlich sein?

Eine weitere Ablenkungsstrategie des legalistischen Islam, die sich westliche Meinungsführer gerne verharmlosend zu eigen machen, besteht im Narrativ vom materiell ausgebeuteten, radikalisierten Außenseiter ohne genuin religiöse Motivation. Prinzipiell handelt es sich hierbei um einen unredlichen Täter-Opfer-Tausch, zudem zeigen gerade die konkreten Lebensumstände der September-Attentäter: Es handelt sich vielmehr um eine Gruppe von gebildeten, wohlhabenden und tiefgläubigen Studenten aus streng religiösen Familienhäusern der Oberschicht. Die Terror-Aktionen der moslemischen Glaubenskrieger waren vorbereitet und eingebettet in spirituelle Anleitungen und auch liturgische Rituale wie Waschungen, Rasuren, Parfümieren etc. nach dem traditionellen Vorbild frühislamischer Schlachtreden. Pikanter- und bezeichnenderweise kamen die Massenmörder nicht aus einer fernabliegenden Taliban-Hochburg etwa des Hindukusch, sondern aus unserer Mitte: Die Todespiloten wurden an der TH Hamburg-Harburg stipendiumsgefördert, technisch effizient ausgebildet und galten zudem im dortigen Kiez als nette Jungs von nebenan. Dass sie in eine radikalisierte Infrastruktur von Moscheen mit Hasspredigern und dubiosen islamischen Vereinigungen eingebunden waren, wollte keiner sehen.

Demgegenüber raten die Autoren ausblickhaft zu einem neuen realistischen Blick auf diese Phänomene, es werden dazu konkrete Handlungsempfehlungen skizziert wie beispielsweise: keine Zusammenarbeit mit legalistischen Islamgruppierungen eingehen, um Dschihadisten einzuhegen – besser keine Gesprächspartner als die falschen; keine Gremien-Berufungen und Fördergelder; Finanzierung islamistischer Netzwerke aus dem Ausland unterbinden; strikte staatliche Neutralität, z.B. in der Justiz und in der Erziehung (Kopftuch-Problematik) wahren; genau hinschauen: welche Vielfalt soll gefördert werden; dabei stets: keine pauschalisierende Kritik gegenüber „den“ Moslems üben. Im schulischen Bereich ist übrigens laut neusten Studien sich mehrenden konfrontativen Religionsbekundungen durch strenggläubige Schüler und Eltern gegen moderate Mitschüler – etwa in Sachen Kleiderordnung, Essenspraxis in der Schulkantina, Ramadan-Regeln, Sport-, Schwimm- und Sexualunterricht, Gebetspraxis, Tanz- bzw. Spiel-Musikverbot oder Nichtakzeptanz weiblicher Lehrkräfte – entgegenzuarbeiten. Ob die Autoren einsame Rufer in der Wüste bleiben werden oder „9/11“ ein Weckruf bezüglich des radikalen Islam sein wird, ist nicht nur von akademischer Bedeutung.

*Gustav Schmiz*

Hubert Frankemölle

**Gott glauben – jüdisch, christlich, muslimisch**

Freiburg: Herder Verlag. 2021

662 Seiten

39,00 €

ISBN 978-3-451-39097-5

Titel und Untertitel von Hubert Frankemölles lehrreichem, umfangreichem Buch weisen darauf hin, dass es um das Vertrauen zu Gott, die Glaubenshaltung der Gläubigen, in den drei monotheistischen Religionen geht. Der Autor betrachtet das Gottvertrauen erfahrungsbezogen in historisch-genetischer Perspektive: Auf den Glaubensinhalt bezogen beleuchtet Frankemölle die Entstehung und den Wandel des jeweiligen Gottesbildes in unterschiedlichen sozialen und politischen Kontexten. Deshalb wählt er eine autobiografische Einleitung: „Heute von Gott sprechen“ (Kapitel I). Frankemölle kennzeichnet informativ und anschaulich, basierend auf eigenen Erfahrungen vom Theologiestudium in den 60er Jahren bis heute, beispielhaft unterschiedliche Auffassungen zur Gottesbeziehung, die Entwicklungsstufen in der Gotteserfahrung und die Frage nach dem Verhältnis von Schöpfungsglauben und Evolutionstheorie im aktuellen Gespräch zwischen Naturwissenschaft und Glaube. In diesem Zusammenhang wird eine wichtige, auch für Frankemölles eigene Darstellung grundlegende exegetische Einsicht erwähnt: Texte bilden die Wirklichkeit nicht ab, sondern deuten sie. Biblische Texte mit ihren Gottesbildern tragen dazu bei, unterschiedliche Erfahrungen einer transzendenten Wirklichkeit zu verstehen.



Die folgenden Kapitel beinhalten eine kenntnisreiche, nuancierte und durchgängig spannende Darstellung des Gottesglaubens der drei Buchreligionen: Dieser ist im Judentum im Tenak, in der Septuaginta und in außerbiblischen Schriften bezeugt (Kapitel II). Anschließend thematisiert Kapitel III das Zeugnis des Gottesglaubens im Neuen Testament. Es folgen religionsgeschichtliche Ausführungen (Kapitel IV), die den Gottesglauben im Judentum und in der alten Kirche vor der Entstehung des Islams betreffen. Das V. Kapitel „Gott glauben im Koran“ beinhaltet die Darstellung von dessen unterschiedlichen Gottesbildern. Als Hinführung dazu werden zunächst die Bibel und der Koran kurz miteinander verglichen und die Bedeutung Jesu im Koran dargestellt.

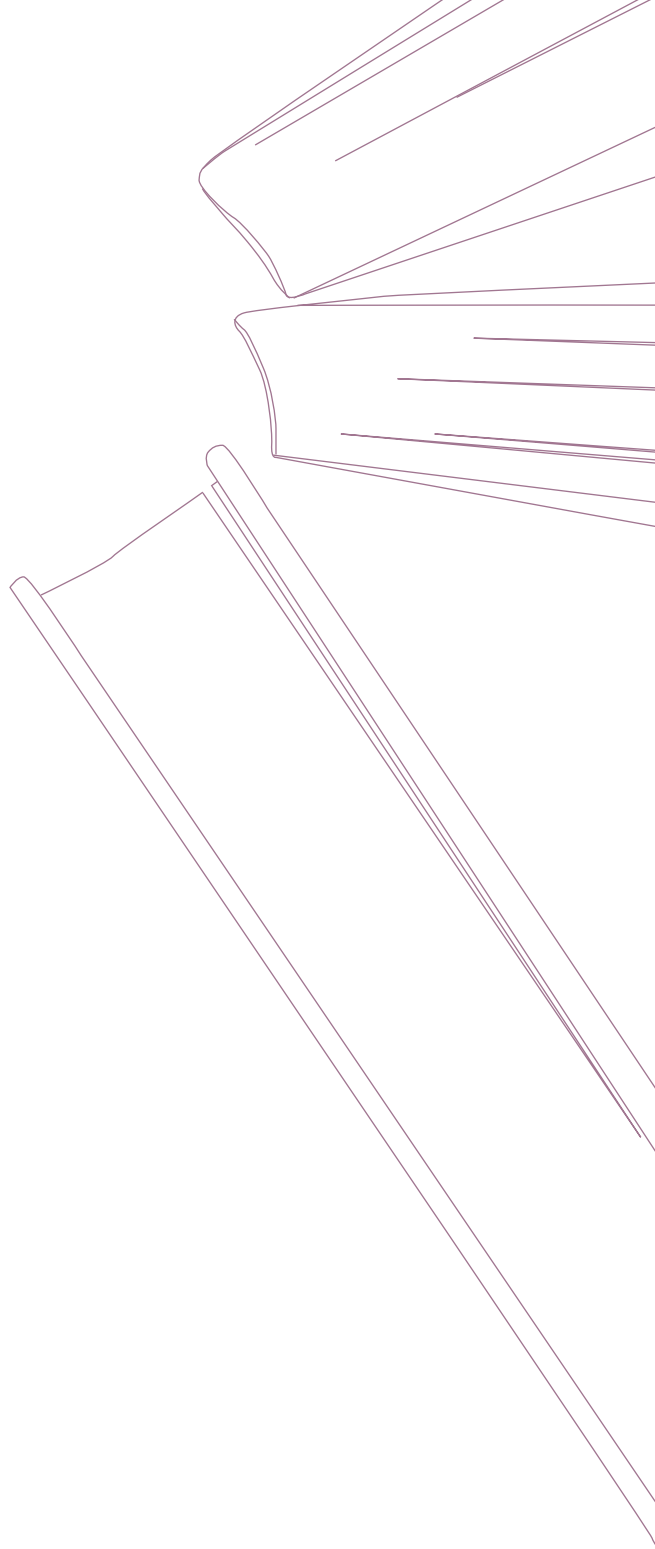


Die letzten beiden Teile von „Gott glauben“ haben zusammenfassende und vergleichende Funktion: Es geht in Kapitel VI darum, wie die Gottesbilder in den heiligen Schriften des Judentums, des Christentums und des Islams rezipiert, d.h. zu verschiedenen Zeiten transformiert werden. Als besonders interessanter Aspekt wird hier die bereits am Schluss von Kapitel IV reflektierte Frage aufgegriffen, ob und inwieweit sich die römische Schultheologie in ihren Dogmen durch Hellenisierung vom biblischen Gottesbild und Gottes Offenbarungen entfernt hat. Vorsichtig bejaht Frankemölle die Frage mit dem Hinweis darauf, dass demgegenüber das II. Vaticanum die biblische Theologie neu entdeckt, im Licht der Bibel die Zeichen der Zeit erkannt und versucht hat, daraus Antworten auf die Fragen der Menschen von heute zu geben. Schließlich skizziert der Autor im VII. Kapitel unterschiedliche Wege zu dem einen und einzigen Gott. Dessen Anbetung ist jeder der drei Buchreligionen gemeinsam, wenn sie ihr eigenes Bekenntnis nicht verabsolutiert oder gar mit Gewalt durchsetzt und aufzwingt. Auf ihren unterschiedlichen Glaubenswegen haben alle drei Bekenntnisse zu dem einen Gott die Hoffnung gemeinsam, dass nicht sie das Werk vollenden müssen, sich aber umso mehr dazu verpflichtet fühlen, nicht von ihm abzulassen. Ein ausführliches, gut strukturiertes Quellen- und Literaturverzeichnis gibt Anstöße zur vertiefenden Beschäftigung mit einzelnen Aspekten des Buchs. Wenn auch statt des kurzen Namens- und Begriffsregisters ein ausführlicheres Sachregister hilfreich gewesen wäre, kann man sich in Frankemölles besonders instruktivem, flüssig lesbarem Kompendium aufgrund der präzisen, die Einzelabschnitte gliedernden Überschriften gut orientieren.

Das Buch eignet sich sowohl zum schnellen Nachschlagen, um bei bestimmten Fragen einen Einblick zu bekommen, als auch zu eingehender Beschäftigung mit einzelnen Problemkreisen. „Gott glauben“ liest sich wie ein spannender, vielseitiger Roman mit einem kontinuierlichen Erzählfaden. Dieser besteht darin, dass der Autor mit Rekurs auf die Gottesbilder, auf ihre Bedeutung und auf ihren situativen Wandel Schritt für Schritt den Glauben an den Heilswillen Gottes entfaltet. Der universale Heilswille Gottes wird damit als die Pointe der „Romanhandlung“ deutlich herausgearbeitet. Diesen hebt die katholische Kirche im Zweiten Vatikanischen Konzil mit Bezug auf die drei Buchreligionen unmissverständlich hervor: Gott ist zum Heil der Menschen gegenwärtig. Das bringen selbst konservative muslimische Vertreter im aktuellen katholisch-islamischen Dialog zum Ausdruck. Damit stehen sie zum religiösen Miteinander im Gespräch, das die unterschiedlichen Glaubenswege respektiert und toleriert. Zusammenfassend betont der Autor: Die heiligen Schriften der Juden, Christen und Muslime stellen die vielfältigen Wege der Suche nach Gott in der Schöpfung und in der Geschichte dar. Für Christen kommt das besonders in der Geschichte Jesu Christi zum Ausdruck.

Fasziniert von der Vielstimmigkeit des Gottesglaubens in den drei Buchreligionen und aus persönlicher Verbundenheit mit seiner eigenen christlichen Glaubensüberzeugung, motiviert Hubert Frankemölle Leserinnen und Leser dazu, die Gegenwart Gottes, von dem die drei Buchreligionen in verschiedenen Bildern und mit verschiedenen Namen sprechen, in allen Dingen zu suchen – in theologischer Reflexion und im Gebet. „Gott glauben“ ist damit auch ein Beitrag zur Mystik des Alltags.

*Heribert Körlings*



Helmut Fischer

**Eine kurze Geschichte religiöser Weltdeutungen  
Von den Anfängen bis zum Christentum**

Zürich: Theologischer Verlag Zürich. 2021

102 Seiten

14,90 €

ISBN 978-3-290-18442-1

Helmut Fischer kündigt im Titel eine Geschichte der Weltdeutungen an, im Buch geht es aber ausführlicher um Religionen und Gottesideen. Alles beginnt mit der Herauentwicklung des Menschen aus den Homininen, als deren Hauptmerkmale der Autor den aufrechten Gang, den Gebrauch der Hand und die Entwicklung einer Symbolsprache beschreibt. Die Geburt der Religion sieht er im subjektivistischen Paradigma, also in der Frage: Wer hat das bewirkt? Die konkreten Ausformungen der Religion und die Gottesvorstellungen sind für Kulturen vor der Erfindung der Schrift schwer zu definieren, weil wir nur Bilder und Symbole ohne Kommentare haben.

Die Sesshaftigkeit bedeutet den Übergang zu regional eigenständigen Kulturen, von denen Fischer diejenigen näher beschreiben will, die für unsere europäische Religionsgeschichte relevant sind. Die sumerische Kultur schuf um 3000 v. Chr. erstmalig ein Schriftsystem, das viele Jahrhunderte lang benutzt wurde. Rund tausend Jahre später wurden der Schöpfungshymnus Eluma Elisch und das Heldenepos des Königs Gilgamesch geschaffen, die uns Einblick in das Weltverständnis und die Götterwelt der Sumerer geben. Bei den Babyloniern und Assyriern wird die Religion durch sittliche Anforderungen der Götter an den Menschen konkret. Die Griechen haben mit zahlreichen Religionen Kontakt, Homer und Hesiod bemühen sich daher, durch das Generationenschema Ordnung in die Götter zu bringen, die anthropomorph gezeichnet werden und durch Opfer wohlwollend und durch ihre Unterlassung wütend gestimmt werden können. In Rom steht das Wohl des Staates im Zentrum der religiösen Vorstellungen; die Riten sind auf allen Ebenen, vom Familienvater bis zu den Priesterkollegien der Republik, korrekt auszuführen.

Helmut Fischer  
Eine kurze Geschichte  
religiöser Weltdeutungen  
Von den Anfängen  
bis zum Christentum



Einen Umschwung bedeutet der Eroberungszug Alexanders im 4. Jahrhundert v.Chr. Griechisch wird die Verkehrssprache des östlichen Mittelmeerraumes, auch noch, als das römische Imperium die griechischen Staaten einschloss. Die wachsende Mobilität, insbesondere des Militärs, führt zur Verbreitung regionaler Religionen im ganzen Reichsgebiet. Zum Beispiel stammt der Mithraskult, ein geheimer Kampfbund gegen das Böse, in dem soldatische Tugenden gefeiert werden, ursprünglich aus Persien. Er verbreitet sich über die damalige Welt wie die Verehrung der Isis, die aus Ägypten kommt, Dionysos, Orpheus und Demeter aus Griechenland, Kybele aus Anatolien und viele andere Götter und Helden finden ihre Anhänger überall im Römischen Reich, namentlich in der Hauptstadt. Auch die griechische Philosophie verbreitet sich, populär sind die Bewegung der Stoa, die das Ziel der „Ataraxia“, des Nicht-beunruhigt-werden-Könnens, in den Mittelpunkt stellt, und die Gnosis, die den menschlichen Geist als in seinem Körpergefängnis gefangen erlebt und auf Befreiung durch eine himmlische Erlösergestalt hofft.

Israel entwickelt sich religiös im letzten vorchristlichen Jahrtausend von der Monolatrie, der exklusiven Verehrung eines Gottes, zu einem universalen Gottesverständnis: Gott kann sogar einen fremden König zu seinem Werkzeug machen, um sein eigenes Volk zu strafen. Von den Persern übernehmen die Juden in ihren jüngeren Schriften die Hoffnung auf Auferstehung. An dieser Stelle des Buches differenziert Fischer verschiedene Gottesvorstellungen: Monothetismus (Echnaton, Judentum), Henotheismus (Israel), Pantheismus, Panentheismus (Spätantike, Neuzeit), Dualismus (Persien), Theismus, Deismus (griechische Philosophie, europäische Aufklärung), Monismus (Naturwissenschaften).

Jesus spricht, so Fischer, konventionell von „Reich Gottes“, meint damit aber das, was jederzeit verwirklicht werden kann, wenn die Grenzen von Konvention und Religion übersprungen werden und man sich den Menschen vorbehaltlos zuwendet. Die frühen judenchristlichen Gemeinden wurden durch den Glauben geeint, dass Jesus der verheißene Messias sei; mit Paulus beginnt die Überwucherung des lebenspraktischen Rufes Jesu durch Spekulationen über die Person Jesu. Mit diesem Angebot betritt das Christentum den Religionsmarkt im Römischen Reich, es entwickelt die Ämterhierarchie, beschließt ein Glaubensbekenntnis im Geist der neuplatonischen Philosophie. Doch das monotheistische Paradigma droht angesichts des wissenschaftlichen Fortschritts unterzugehen, während die lebenspraktische Botschaft Jesu vielleicht die Kirche retten könnte.

Helmut Fischers Schreibstil ist angenehm lesbar. Er bietet in dem schmalen Band einen dichten Überblick der Entwicklung religiöser Strömungen. An manchen Stellen habe ich den Eindruck, dass er nicht auf dem neuesten Stand ist: Zum Beispiel müsste die bahnbrechende Entdeckung monumentaler Steinkreise am Göbekli Tepe (Anatolien) durch Klaus Schmitt seit 1994 auch in einer kurz gefassten Religionsgeschichte erwähnt werden. Und hinsichtlich der Zukunftsperspektive, die Fischer für die christlichen Kirchen zeichnet, kann man geteilter Meinung sein.

*Karl Vörckel*

Monica Black

**Deutsche Dämonen**

**Hexen, Wunderheiler und die Geister der  
Vergangenheit im Nachkriegsdeutschland**

*Aus dem Englischen übersetzt von Werner Roller*

Stuttgart: Klett-Cotta Verlag. 2021

432 Seiten m. s-w Abb.

26,00 €

ISBN 978-3-608-98415-6

Die amerikanische Historikerin Monica Black sucht das Nachkriegsdeutschland der 1950er Jahre nach Dämonen, Hexen und Wunderheilern ab. Ihre These: Es gab in jener Zeit der unmittelbaren Kriegsvergangenheit eine auffallend hohe Zahl an Menschen, die davon überzeugt waren, dass höhere Mächte, böse Geister, wundersame Heiler existierten. Dahinter steckte der Versuch, so ihre Deutung, Schuldgefühle kollektiven moralischen Versagens zu kompensieren. Tatsächlich wurden Menschen der Hexerei bezichtigt, was dazu führte, dass ganze Dorfgemeinschaften sich spalteten. Für die Historikerin zeigen sich darin tiefe soziale Verwerfungen, die sich aus nicht aufgearbeiteten Verstrickungen (oder Nichtverstrickungen) von Menschen während des Dritten Reichs erklärten. Das Misstrauen in die Nachbarin, die vormals einflussreiche NSDAP-Parteigängerin war und jetzt „entmachtet“ im Dorf lebte, bricht sich in der Anschuldigung Bahn, sie sei eigentlich eine Hexe. Oder andersherum: Ehemalige überzeugte Nationalsozialisten bezichtigten ehemalige Nazigegner, mit Dämonen zu paktieren.



In den Mittelpunkt ihres Buches setzt Monica Black den „Wunderheiler“ Bruno Gröning, dessen kometenhafter Aufstieg mit einer „Heilung“ eines gehunfähigen Jungen in Herford begann. Ab 1949 strömten Gröning die Massen zu, auch medial und behördlich befeuert. Gesundheit war für das ehemalige NSDAP-Mitglied davon abhängig, ob das Böse in einem Menschen Platz hatte oder nicht. Schuld und Krankheit, diesen hochproblematischen Zusammenhang stellte Gröning immer wieder her, was es schwer machte, seine Tätigkeiten rein fachmedizinisch zu widerlegen. Interessant ist die Rolle des Lehrers Johann Kruse, der schon in den 1920er Jahren den wachsenden Antisemitismus kritisierte und in den 1950er Jahren zum öffentlichen Kritiker der Hexereivorwürfe wurde. Für Kruse handelte es sich dabei um eine krude Form der kompensatorisch wirkenden Schaffung von Feindbildern, die von eigenen Verantwortlichkeiten ablenken sollte.

Blacks Interesse ist eindeutig sozialhistorisch, weshalb man systematische Erörterungen über Grönings Heilungsverständnis nur sporadisch findet. Spannend sind dennoch einige Ausführungen von Medizinerinnen, die sich Grönings „Wunderheilungen“ zu erklären suchten. Bereits in den 1920er Jahren sah der Mediziner Erwin Liek, dass die Interaktion von Arzt/Heiler und Patient enorm wichtig ist. Letztlich erklärte man sich so auch Grönings Wirkungen, die im Übrigen medizinisch nicht lange anhielten und mitunter tödlich waren. Dass Menschen sich besser fühlten, wenn ihre unermessliche Erwartungshaltung auf Gröning traf, ist placebo-medizinisch nachvollziehbar.

Dass Black als Zeithistorikerin auf die mirakulösen Phänomene der 1950er Jahre blickt, zeigt sich u.a. daran, wie sie sich ihr Abflauen in den 1960er Jahren erklärt: Soziale Verwerfungen nahmen ab, man blickte auf den wachsenden Wohlstand, die blühende Wirtschaft und den neuen Feind im Osten. Die gesellschaftlichen Bedingungen hatten sich geändert und damit die Voraussetzungen für mögliche „dämonische Mächte“. Dass sich die Deutschen zu Beginn der 1960er Jahre in den wachsenden Wohlstand flüchteten, erübrigt für Black die teils bis heute fehlende Aufarbeitung der totalitären Vergangenheit indes keinesfalls.

Monica Blacks Buch lohnt, obwohl es viel zu detailliert über Zeitungsartikel, Verhöre und Zeugnisaussagen berichtet – eine Kürzung wäre angebracht gewesen. Überträgt man die These vom Buch auf die Corona-Pandemie, dann zeigen sich auch heute wieder gesellschaftliche Bedingungen, in denen Misstrauen wächst und man nach Sündenböcken Ausschau hält, die das Ungeheuerliche erklärbar machen. Hexen, so lernt man im Buch, sind die Erklärung für das, was nicht erklärbar ist, die Gründe hinter den Gründen. Treten wir wieder ins Zeitalter der Hexen ein?

*Johannes Lorenz*



# Impressum

## **Autorinnen und Autoren**

*Boomgaarden, Prof. Dr. Jürgen / Koblenz*

*Bill-Mrziglod, Dr. Michaela / Koblenz*

*Brose, Prof. Dr. Thomas / Berlin*

*Cameran, Matthias / Limburg*

*Ernst, Julia / Koblenz*

*Fuchs, Dr. Gotthard / Wiesbaden*

*Hauser, Marianne und Prof. Dr. Linus / Emsdetten*

*Heidrich, Dr. Christian / Nußloch*

*Heil, Dr. Hanno / Runkel*

*Helmer, Dr. Matthias / Fulda*

*Horntrich, Dr. Georg / Oberursel*

*Huebenthal, Prof. Dr. Sandra / Passau / Frankfurt*

*Kaldewey, Rüdiger / Saarbrücken*

*Klinger, Dr. Bernhard / Passau*

*Körlings, Heribert / Herzogenrath*

*Kowalski, Prof. Dr. Beate / Dortmund*

*Löbbert, Dr. Heribert / Glashütten*

*Lomb, Dr. Michaela / Fulda*

*Lonny-Platzbecker, Ute / Essen*

*Lorenz, Dr. Johannes / Frankfurt*

*May, Dr. Christof / Limburg*

*Menges, Thomas / Limburg*

*Müller-Fieberg, Dr. Rita / Bergisch Gladbach*

*Mutschler, Prof. Dr. Hans-Dieter / Zürich*

*Nagel, Günter / Giesen*

*Nieten, Dr. Ulrike-Rebekka / Berlin*

*Novian, Dr. Michael / Gießen*

*Paprotny, Dr. Thorsten / Hannover*

*Perels, Prof. Dr. Christoph / Frankfurt*

*Pfister, Dr. Michael / Münster*

*Reis, Dr. Marie-Luise / Lahnstein*

*Rösel, Dr. Christoph / Stuttgart*

*Schmiedl ISch, Prof. Dr. Joachim / Vallendar †*

*Schmidt, Prof. Dr. Thomas / Frankfurt*

*Schmiz, Dr. Gustav / Eppstein-Bremtal*

*Schneider-Stengel, Dr. Detlef / Essen*

*Schüller, Dr. Alexander / Aachen*

*Schwindt, Prof. Dr. Rainer / Koblenz*

*Seiler, Prof. Dr. Jörg / Erfurt*

*Sommer, Dr. Hartmut / Bad Honnef*

*Suharjanto, Dr. Dewi / Frankfurt*

*Tüpper, Rita Anna / Sankt Augustin*

*Vörckel, Dr. Karl / Grünberg*

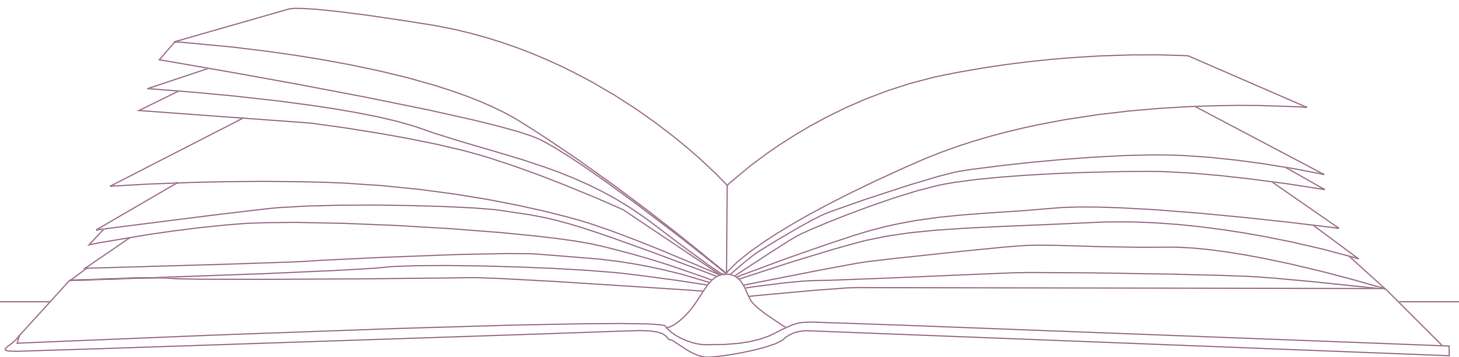
*Wagner, Clemens Hermann / Freiburg*

*Wagner, Dr. Thomas / Frankfurt*

*Werner, Matthias / Limburg*

*Wieland, Dr. Barbara / Frankfurt*

*Zaborowski, Prof. Dr. Dr. Holger / Erfurt*



## **EULENFISCH Literatur 1/2022**

### **Herausgeber**

*Bischöfliches Ordinariat Limburg*

### **Chefredakteur**

*Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb*

### **Redaktion**

*Thomas Menges*

### **Korrektorat**

*Alexandra Reißmann*

### **Verlagsassistentz**

*Yvonne Wecker*

### **Verlag**

*Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg  
Roßmarkt 12, 65549 Limburg  
[verlag@bistumlimburg.de](mailto:verlag@bistumlimburg.de)*

### **Gestaltung**

*Cornelia Steinfeld, [www.steinfeld-vk.de](http://www.steinfeld-vk.de)*

### **Redaktionsanschrift**

*Bischöfliches Ordinariat Limburg  
Dezernat Schule und Bildung  
Roßmarkt 12, 65549 Limburg  
Fon 06431-295-424, Fax 06431-295-237  
E-Mail [eulenfisch@bistumlimburg.de](mailto:eulenfisch@bistumlimburg.de)*

### **ISBN**

*978-3-944142-61-6*

### **ISSN**

*2199-7020*

*Ausgabe 27 (1\_2022) 15. Jahrgang  
Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF*

*© Verlag des Bischöflichen Ordinariats,  
Limburg/Lahn 2022*



### **Zu lesen unter**

*[literatur.eulenfisch.de](http://literatur.eulenfisch.de)*

**Bistum Limburg**



*ISBN 978-3-944142-61-6*